



Le'Chaim!  
לחיים!

Jüdisches Leben in Oldenburg

#1700JahreJüdischesLebenInDeutschland



Kulturbüro  
STADT OLDENBURG <sup>10.</sup>

**Le'Chaim!**  
**לחיים!**

Jüdisches Leben in Oldenburg

**#1700JahreJüdischesLebenInDeutschland**

# Inhalt

Vorworte .....	6
Einleitung / <i>Gesa Soetbeer</i> .....	10
<b>Jüdisches Leben in der Stadt Oldenburg bis 1945 / <i>Gesa Soetbeer</i></b> .....	14
Die Familie de Beer .....	18
Zeitenwechsel: Die Auswirkungen der NS-Zeit auf die Familie de Beer .....	22
Fern der Heimat – in der Emigration .....	26
Rückkehr nach Oldenburg – eine neue Gemeinde? .....	30
<b>Die Neugründung der Jüdischen Gemeinde zu Oldenburg / <i>Gesa Soetbeer</i></b> .....	36
Sara-Ruth Schumann .....	38
Aus der Jüdischen Gruppe wird die Jüdische Gemeinde zu Oldenburg .....	40
Die neue Synagoge .....	42
Der Aufbau des Gemeindezentrums .....	44
Gemeindeleben .....	48
Ein steinerner Zeuge .....	50
<b>Die Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit / <i>Friederike Henjes</i></b> .....	54
Meilensteine des christlich-jüdischen Dialogs .....	56
Wiedersehenstreffen 1985 .....	58
Die Woche der Brüderlichkeit .....	60
Die Gesellschaft ab den 1980er Jahren .....	62
Unterstützung der Jüdischen Gemeinde zu Oldenburg .....	64

<b>Liturgie im Judentum / <i>Paula von Sydow</i></b> .....	68
Jüdische Feiertage und ihre Bedeutung .....	70
<b>Die Rabbiner der jüdischen Gemeinde zu Oldenburg</b> .....	75
Nathan Marcus Adler / <i>Paula von Sydow</i> .....	76
Samson Raphael Hirsch / <i>Paula von Sydow</i> .....	78
Bernhard Wechsler / <i>Paula von Sydow</i> .....	80
Dr. David Mannheimer / <i>Paula von Sydow</i> .....	82
Dr. Philipp de Haas / <i>Friederike Henjes</i> .....	84
Prof. Dr. Dr. h.c. Leo Trepp / <i>Friederike Henjes</i> .....	86
<b>Chronik der Jüdischen Gemeinde zu Oldenburg</b> .....	90
<b>Bildübersicht</b> .....	94
<b>Quellen</b> .....	97
<b>Impressum</b> .....	99

## Vorwort

Liebe Leserinnen und Leser,

ein Verständnis für die jüdische Kultur zu entwickeln und gemeinsam mit der Jüdischen Gemeinde zu Oldenburg das bundesweit ausgerufene Festjahr „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“ zu begehen, war der Wunsch vieler Oldenburger Akteure. Ihr Engagement hat das Ausstellungsprojekt „Le’Chaim! Jüdisches Leben in Oldenburg“ getragen und zu großem Erfolg geführt. Ich danke der Jüdischen Gemeinde zu Oldenburg, den Lehrenden und Studierenden der Interkulturellen Studien an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg, dem Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte sowie den Kolleginnen und Kollegen aus dem städtischen Kulturbüro und dem Stadtmuseum für ihre wertvollen Beiträge und ihren Enthusiasmus.

Im Fokus der Ausstellung sollte zwar die Geschichte der jüdischen Gemeinde in Oldenburg nach 1945 stehen, doch durfte auch die Zeit des Nationalsozialismus nicht unbeachtet bleiben. Und es ist gelungen, beides gut miteinander zu vereinen. Anhand einer umfänglichen Darstellung der jüdischen Unternehmerfamilie de Beer konnte die Olden-

burger Stadtgeschichte von Anfang des 20. Jahrhunderts bis zum Ende der 1950er Jahre dokumentiert werden. Im Detail nachzuverfolgen, wie Oldenburger Jüdinnen und Juden nach den furchtbaren Erfahrungen im Nationalsozialismus und den Demütigungen durch ihre nationalsozialistisch geprägte Heimatstadt den Weg zurückgefunden und sich nach 1945 am Aufbau unserer Stadt beteiligt haben, beeindruckt sehr, auch mich persönlich.

Auch die seit 1962 vorbildliche Versöhnungsarbeit der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Oldenburg e. V. und der lange Weg zur Neugründung einer Jüdischen Gemeinde zu Oldenburg waren thematisch wichtige Aspekte der Ausstellung, an denen sich das stetig wachsende Engagement in der Stadt für die Jüdische Gemeinde zeigte. Die Übergabe der neuen Synagoge in der Leo-Trepp-Straße im Jahr 1995 und die Einweihung des Gemeindehauses fünf Jahre später sind Höhepunkte dieser positiven Entwicklung.

Besonders berührt hat mich der Teil der Ausstellung, in dem die Mitglieder der Jüdischen Gemeinde erzählten. Anhand von liturgischen Gegenständen und Videobeiträgen berichteten sie über ihren Glauben oder sprachen über ihren Alltag. Die ersichtliche Selbstverständlichkeit, mit der die Jüdische Gemeinde und unsere Stadtgesellschaft sich heute begegnen, ist die Grundlage für eine gemeinsame Gestaltung von Oldenburgs Zukunft. Wir werden mit Bedacht darauf achten, dass das so bleibt.

Ich freue mich sehr, dass das Anliegen der Ausstellung mit diesem Booklet in die Zukunft getragen und den jungen Menschen sowie allen Interessierten zur Verfügung gestellt wird.



Jürgen Krogmann  
Oberbürgermeister

## Vorwort

Zuallererst möchte ich beiden wesentlichen Kooperationspartnern des Gemeinschaftsprojektes der Ausstellung „Le'Chaim! Jüdisches Leben in Oldenburg“ in diesem Projektjahr „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“ danken: sowohl den Kulturbehörden der Stadt Oldenburg als auch den Interkulturellen Jüdischen Studien an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg.

Unsere 30 Jahre nach Wiedergründung immer noch im Wiederaufbau befindliche Jüdische Gemeinde zu Oldenburg wäre alleine zu einem solch großen, niveaureichen und wissenschaftlich fundierten Ausstellungsprojekt überhaupt nicht in der Lage gewesen!

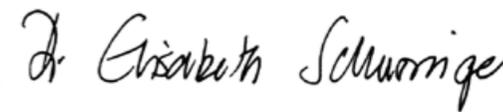
Die Ausstellung ist unseren beiden hauptsächlichen Zielsetzungen umfänglich gerecht geworden:

- zum einen der interessierten Öffentlichkeit bewusst zu machen, wie lange es schon wechselvolles jüdisches Leben in Deutschland gibt und wie reich auch die ins 18. Jahrhundert zurückreichende institutionalisierte Oldenburger jüdische Vorkriegsgeschichte war,

- zum anderen den Fokus zu legen auf den Wiederaufbau jüdischen Lebens in der Stadt Oldenburg in den letzten 30 Jahren, und auf den Reichtum und die anhaltende Aktualität der 3500 Jahre alten jüdischen Tradition, die einer fortwährenden Weiterentwicklung unterliegt.

Sowohl vor der Schoah als auch nach der Schoah sind von Oldenburg aus Impulse in die jüdische Welt ausgegangen, die den meisten Oldenburger Bürgern vermutlich so nicht bewusst gewesen sind. Die Ausstellung hat dies deutlich gemacht und ebenso gezeigt, wie sehr gewollt und willkommen von Seiten der Stadt Oldenburg und von vielen Oldenburger Bürgern der Wiederaufbau jüdischen Lebens in Oldenburg mehr als ein halbes Jahrhundert nach dem Zivilisationsbruch der Schoah war und ist. Ebenso ist in

der Ausstellung gewürdigt worden wie viele jüdische und nichtjüdische Menschen aus allen Feldern der Stadtgesellschaft konstruktiv an diesem Wiederaufbau mitgewirkt haben und fortwährend mitwirken. Es ist wunderbar, dass die Ausstellungsinhalte auch nach Ende der Ausstellung nun in Form eines Booklets erhalten bleiben.



Dr. Elisabeth Schlesinger  
Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde  
zu Oldenburg K.d.ö.R.

# Le'Chaim! לחיים!

## Jüdisches Leben in Oldenburg.

### #1700JahreJüdischesLebenInDeutschland

Am 11. Dezember 321 erließ der römische Kaiser Konstantin das Gesetz von Köln. Es legte fest, dass Juden Ämter in der Stadtverwaltung Kölns bekleiden dürfen und sollen. Überliefert ist das Gesetz nur in einer bekannten Kopie des Codex Theodosianus aus dem 6. Jahrhundert, die sich heute in der Bibliothek des Vatikans befindet. Dieses Gesetz von 321 ist eine der ältesten erhaltenen Quellen zur Existenz von Jüdinnen\*Juden in Mittel- und Nordeuropa und bildet damit als Referenzdatum die Grundlage für das bundesweite Festjahr #2021JLID – Jüdisches Leben in Deutschland. In diesem Festjahr erinnern Deutschland und die jüdische Gemeinschaft mit einem umfangreichen Programm von Konzerten, Ausstellungen, Podcasts, Theater und Film-Projekten sowie vielem mehr an 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland. Der Schirmherr des Festjahres #2021JLID ist Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier.

Auch für die Stadt Oldenburg war das Festjahr Anlass, um jüdische Geschichte ebenso wie die vielfältige jüdische Kultur und den Alltag von Jüdinnen\*Juden vor Ort aufzuzeigen. Die Ausstellung „Le'Chaim! Jüdisches Leben in Oldenburg. #1700JahreJüdischesLebenInDeutschland“ war vom 30. Mai bis zum 1. August 2021 im Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg zu sehen. Partner in diesem Ausstellungsprojekt waren die Stadt Oldenburg mit Kulturbüro und Stadtmuseum, die Jüdische Gemeinde zu Oldenburg, das Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte sowie die Interkulturellen Jüdischen Studien an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg.

Der Schwerpunkt der Ausstellung folgte der Fragestellung, wie sich nach 1945 neues jüdisches Leben in Oldenburg festigen und die Neugründung der Jüdischen Gemeinde zu

Oldenburg gelingen konnte. Dabei wurde der Beitrag, den die Stadt Oldenburg und ihre Bürger\*innen in diesem Prozess geleistet haben, thematisiert. Wesentlicher Bestandteil der Ausstellung war die Dokumentation dessen, was die Jüdische Gemeinde zu Oldenburg seit ihrer Neugründung im Jahr 1992 charakterisiert und wie sich das heutige Gemeindeleben gestaltet. Dabei wurden auch Einblicke in jüdische Feste und die jüdische Liturgie gegeben. Die Darstellung ausgewählter Oldenburger Rabbiner seit der Mitte des 19. Jahrhunderts ermöglicht es, die unterschiedlichen Auslegungen des jüdischen Glaubens und die Auswirkungen auf die Gemeinde nachzuvollziehen.

Unerwähnt bleiben durfte auch die Zeit des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkriegs nicht, um die schwierige Situation der Neugründung einer jüdischen Gemeinde in Deutschland nach der Shoah aufzuzeigen. Am Beispiel der Familie Adolf de Beer konnte jüdisches Leben in Oldenburg vom Beginn des 20. Jahrhunderts über die Zeit des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkriegs bis zur Neugründung der Jüdischen Gemeinde zu Oldenburg aufgezeigt werden.

Um die Ergebnisse der Ausstellung festzuhalten, werden hier die Texte sowie eine Auswahl an Bildern und Dokumenten zusammengestellt.





# Jüdisches Leben in der Stadt Oldenburg bis 1945

## Jüdisches Leben in der Stadt Oldenburg bis 1945

Die jüdische Gemeinde in Oldenburg setzte sich Anfang des 20. Jahrhunderts bis zur Zeit des Nationalsozialismus im Wesentlichen aus drei sozialen Gruppen zusammen: aus den altansässigen Kaufleuten und Gewerbetreibenden, aus den sogenannten Ostjuden und aus den Viehhändlern und Schlachtern. Je nach Erwerbsgrundlage lebten Jüdinnen\*Juden in verschiedenen Bereichen der Stadt. Die jüdischen Bürger\*innen Oldenburgs lebten also nicht in einem eigenen



jüdischen Viertel, sondern waren über das gesamte Stadtgebiet verteilt ansässig geworden.

Auch wenn der Antisemitismus und die Zustimmung der Bevölkerung zu den rechten Parteien in den 1920er Jahren wuchsen, waren die gesellschaftlichen Kontakte der Jüdinnen\*Juden zu ihrer christlichen Umwelt eng und herzlich: Man pflegte gute Nachbarschaften, war in denselben Vereinen, genoss das kulturelle Leben oder besuchte Veranstaltungen wie den Kramermarkt. Die Kinder gingen gemeinsam zur Schule und waren in Jugendbewegungen und Sportvereinen aktiv. Angesehene jüdische Bürger engagierten sich außerdem in der lokalen Politik. Heimatverbundenheit und Patriotismus waren verbreitet, was sich nicht zuletzt in Mitgliedschaften in Kriegervereinen oder dem Roten Kreuz ausdrückte.

Nachdem im Mai 1932 in Oldenburg die reichsweit erste rein nationalsozialistische Landesregierung gewählt worden war, wurde das Leben für die rund 300 jüdischen Oldenburger Bürger\*innen immer schwieriger. Erste Boykottaufrufe gab es noch im selben Jahr, bevor der reichsweite Boykott jüdischer Geschäfte am 1. April 1933 erfolgte. Auch wenn dieser noch vereinzelte Kritik in der Stadtbevölkerung hervorrief, wurde den Jüdinnen\*Juden bald ihre Existenzgrundlage entzogen. Geschäfte mussten verpachtet oder aufgelöst



werden, sodass sie nach und nach „arisiert“ wurden. Bis September 1938 wurde allen jüdischen Viehhändlern ihre Gewerbeerlaubnis entzogen und es gab nur noch zwei jüdische Altwarengeschäfte in der Stadt. Oldenburgische Jüdinnen\*Juden zögerten dennoch in die Emigration zu gehen. Erst ab 1935 stieg die Zahl der Auswander\*innen.

Noch im August 1936 erhält die jüdische Gemeinde einen neuen Landesrabbiner, Dr. Leo Trepp. Er konnte die Gemeinde jedoch nur noch bis zur Pogromnacht vom 9. auf den 10. November 1938 betreuen. In dieser Nacht brannte nach Brandstiftung die Synagoge in der Peterstraße samt Gemeindegotteshaus, das inzwischen als jüdische Schule genutzt wurde, vollständig aus. Am Morgen nach der Pogromnacht wurden alle jüdischen Männer verhaftet und sie mussten durch die Stadt, vorbei an der verbrannten Synagoge, ins Gerichtsgefängnis gehen. Am Tag darauf wurden sie schließlich in das Konzentrationslager Sachsenhausen deportiert. Zwar sind bis Anfang 1939 alle wieder entlassen worden, allerdings mit der Auflage, zusammen mit ihren Angehörigen so schnell wie möglich auszuwandern. Dr. Leo Trepp, der ebenfalls deportiert worden war, konnte noch im Dezember 1938 emigrieren. Die Zahl der Auswander\*innen hatte damit 1938 ihren Höhepunkt erreicht.

Nachdem allen jüdischen Gemeinden im Dritten Reich die Anerkennung als Körperschaft des öffentlichen Rechts entzogen worden war, wurde am 14. Dezember 1939 die „Jüdi-

sche Kultusvereinigung – Synagogengemeinde Oldenburg“ ins Vereinsregister eingetragen, Vorsitzender war Adolf de Beer. Zu diesem Zeitpunkt hatte die Gemeinde noch etwa 70 Mitglieder. Im sogenannten „Judenhaus“ in der Kurwickstraße 5 war ein großer Teil der Jüdinnen\*Juden zwangseinquartiert. Dort befanden sich zuletzt der Betraum und die jüdische Schule der Gemeinde. Wenige Monate später im Mai 1940 wurde Oldenburg durch die „Evakuierung“ der Jüdin-

nen\*Juden von der nationalsozialistischen Regierung offiziell für „judenrein“ erklärt.

Beispielhaft für das Schicksal jüdischer Bürger\*innen Oldenburgs steht die Geschichte der Familie von Adolf de Beer, der letzte Vorsitzende der jüdischen Gemeinde vor 1945 war und der nach 1945 dafür sorgte, dass jüdisches Leben in Oldenburg nach dem Zweiten Weltkrieg wieder möglich wurde.



## Die Familie De Beer

Die Familie von Adolf und Mathilde de Beer war eine Oldenburger Unternehmerfamilie. Beide stammten zwar nicht aus Oldenburg: Adolf de Beer wurde in Emden als Kind einer jüdischen Familie geboren und Mathilde de Beer, geb. Scheunpflug, kam aus einer christlichen Familie aus Salzwedel. Bereits 1908 gründeten sie in Oldenburg die Dampfwäscherei „Reingold“ am Hochheider Weg, die schließlich über 200 Annahmestellen im Oldenburger Land und in Ostfriesland verfügte und in der bis zu 40 Arbeiter\*innen angestellt waren.

Mathilde war anlässlich ihrer Hochzeit zum Judentum übertreten, weil es den Eltern wichtig war, dass sie und ihre Kinder einer Religion angehörten. Zwischen 1901 und 1908 kamen ihre vier Kinder zur Welt: Hilde, Erich, Charlotte und Ilse. Die Kinder verlebten eine glückliche Kindheit. Für Charlotte war, wie sie später sagte, ihre Kindheit ihre schönste Erinnerung. Antisemitismus erlebte sie nach eigener Aussage nicht (Interview Charlotte Seligmann). Sie halfen im Betrieb, spielten viel mit den Nachbarskindern und sie besuchten die Oldenburger Schulen – die Mädchen gingen zur Stadtmädchenschule und Erich zur Oberrealschule.

Nur den Religionsunterricht erhielten sie sonntags in der jüdischen Schule, die an die Synagoge angeschlossen war. Die Familie beteiligte sich am Leben der jüdischen Ge-





meinde, war aber auch den christlichen Gebräuchen gegenüber tolerant. Man feierte zum Beispiel mit der christlichen Belegschaft Weihnachten und die Kinder bewunderten stets den Weihnachtsbaum der Nachbarsfamilie, wo sie auch das braune Weihnachtsgebäck genossen.

Das Elternpaar engagierte sich mit Begeisterung in den Vereinen ihrer gewählten Heimatstadt: Mathilde war im Plattdeutschen Verein Ohmstede und spielte während des Ersten Weltkrieges in Theaterstücken, die der Verein für Soldaten in den Lazaretten aufführte. Zur selben Zeit war Adolf sehr aktiv im Roten Kreuz und wurde dafür vom preußischen König Wilhelm II. durch eine Rot-Kreuzmedaille dritter Klasse geehrt. Außerdem war er Mitglied im Rassegeflügelzuchtverein. Ihren Kindern vermittelten die Eltern dieses Engagement: So spielte Hilde mit ihrer Mutter in den Theaterstücken und unterstützte ihren Vater im Roten Kreuz. Die Mädchen halfen ihrem Vater auch bei der Geflügelzucht und fuhren auf einem geschmückten Wagen bei einem Festumzug mit.

Durch ihren Vater motiviert wurde jedes der Kinder Mitglied eines Sportvereins. Erich war Boxer im VfB Oldenburg und Charlotte war, weil sie sich sehr für Leichtathletik, Geräteturnen, Gymnastik und Tanz begeisterte, im Oldenburger Turnerbund (OTB). Sie rückte bis in die Gruppe der Vorturnerinnen, also der Übungsleiterinnen, auf und wurde für eine Tanzgruppe ausgewählt, die im Oldenburger Landestheater bei verschiedenen Aufführungen das fehlende Ballett des Theaters ersetzte.



## Zeitenwechsel:

### Die Auswirkungen der NS-Zeit auf die Familie de Beer

Die Zugehörigkeit der Familie de Beer zum Judentum hatte bis zum Machtantritt der Nationalsozialist\*innen in Oldenburg 1932 keine Einschränkungen für sie zur Folge. Eine schmerzliche Erfahrung für alle Familienmitglieder war die schrittweise Ausgrenzung aus dem gesellschaftlichen Leben. Dies äußerte sich vor allem darin, dass sie aus ihren Vereinen

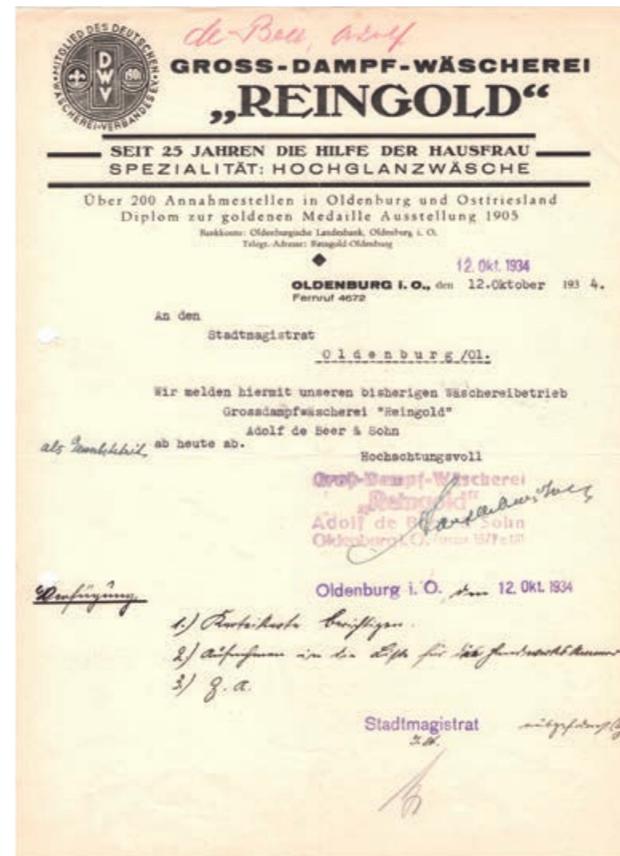
ausgeschlossen wurden. 1935 musste Adolf de Beer aus dem Rassegeflügelzuchtverein austreten und bereits 1933 schlossen die Oldenburger Sportvereine jüdische Mitglieder aus. Dies war besonders für Charlotte eine nachhaltige Erfahrung. Als Reaktion darauf gründeten die Kinder der Familie de Beer einen eigenen Sportverein, dessen Vorstand ihr Vater übernahm.

Im privaten Bereich ließ sich der Einfluss der Nationalsozialist\*innen nicht ausgleichen. Freundschaften gingen verloren. Es war für Charlotte nicht möglich, an den Hochzeiten ihrer Freundinnen teilzunehmen. Bei der Hochzeit ihrer besten Freundin konnte sie nur heimlich zuschauen. Die Teilnahme von Adolf de Beer an der Beerdigung ihres Nachbarn sorgte für unangenehmes Aufsehen, als man ihn erkannte: „Alle Uniformierten aus dem Zug gehen, es sind Juden dabei.“ (Interview Charlotte Seligmann)

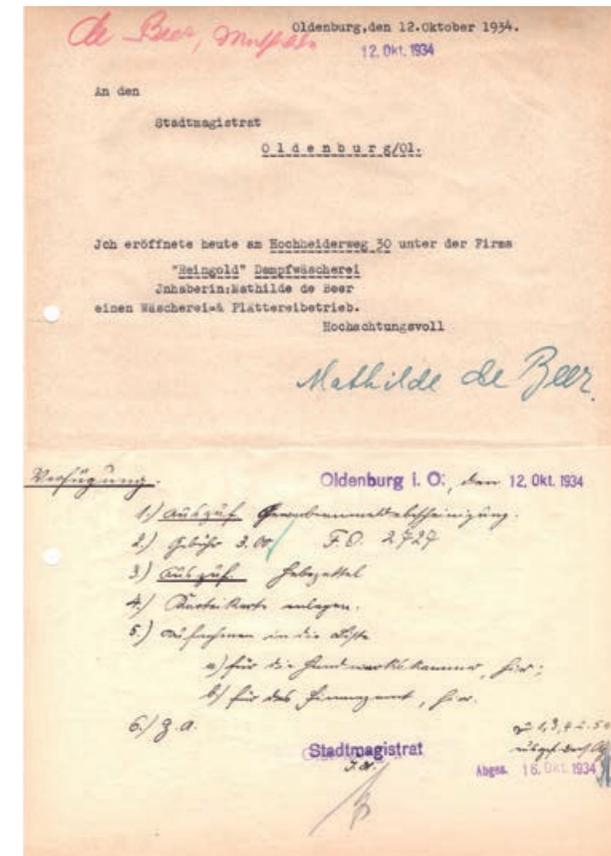
Adolf und Mathilde de Beer versuchten, die Dampfwascherei, so lange es möglich war, zu betreiben und den Boykottmaßnahmen gegen jüdische Geschäfte zu trotzen. Bereits am 12. Oktober 1934 hatte Adolf de Beer die Groß-Dampfwascherei „Reingold“ abgemeldet, weil es ihm als Juden unmöglich gemacht wurde, den Betrieb weiterzuführen. Stattdessen



8



9



meldete am selben Tag seine Frau, die zwar zum Judentum übergetreten, aber nach nationalsozialistischer Rassenideologie „arisch“ war, unter der Firma Dampfwäscherei „Reingold“ einen Wäscherei- und Plättereibetrieb an.

Anfangs gab es auch noch mutige Kund\*innen, die ihnen die Treue hielten. Eine angesehene Oldenburger Stammkundin rief Ilse de Beer an, die einen Heißmangelbetrieb an der Staulinie betrieb, um zu fragen, ob auch vor ihrem Ge-

schäft ein SA-Mann postiert sei. Als Ilse das bestätigte, kam die Stammkundin mit ihrer Wäsche und entgegnete dem SA-Mann, der sie vom Betreten abhalten wollte, bestimmt: „Wieso? Ich geb hier rein! Hier bin ich Kundin und hier bin ich immer gewesen!“ (Interview Charlotte Seligmann)

Ebenso wie Ilse betrieb auch Charlotte eine Heißmangel in der Oldenburger Innenstadt. Allerdings mussten beide ihre Läden zwischen Februar und April 1936 aufgeben, weil die Kundschaft zuletzt doch größtenteils wegblieb. Die Familie de Beer konnte ihren Betrieb nicht vor der Arisierung bewahren: Am 26. August 1936 ging die Dampfwäscherei „Reingold“ an Adolf Decker über, erst durch Verpachtung und später durch Verkauf.

Trotz der gesellschaftlichen Ausgrenzungen und des Entzuges der wirtschaftlichen Existenzgrundlage wollte vor allem der patriotisch eingestellte Adolf de Beer in seiner Heimat Oldenburg bleiben. Nachdem Rufe von SA-Trupps vor dem Haus der Familie de Beer mit den Worten „Wenn's Judenblut vom Messer spritzt, dann geht's nochmal so gut!“ (Interview Charlotte Seligmann) zu hören waren, fasste als erstes Familienmitglied Hilde de Beer den Entschluss zur Emigration und ging im Januar 1935 nach Jerusalem. Wie Charlotte berichtete, war dies einer der wenigen Anlässe für familiären Streit. Denn für ihren Vater Adolf war dies Vaterlandsverrat. Aber bereits 1937 folgte auch Erich seiner Schwester und emigrierte nach Palästina.

Wenige Monate vor der Pogromnacht vom 9. auf den 10. November wurden am 29. Juni 1938 Charlotte und ihr Mann Herbert Seligmann als letztes Paar in der Oldenburger Synagoge an der Peterstraße von Landesrabbiner Dr. Leo Trepp getraut. Nachdem jedoch Adolf de Beer und Herbert Seligmann am Morgen nach der Pogromnacht zusammen mit den anderen jüdischen Männern Oldenburgs in das KZ Sachsenhausen deportiert worden waren, planten auch Charlotte und Herbert ihre Emigration. Im März 1939 starteten sie ihre Reise per Schiff nach Lateinamerika, wo ihr Ziel die Stadt Montevideo in Uruguay wurde.

Der heimattreue Adolf de Beer wollte zwar in Oldenburg bleiben, wurde aber letztlich gezwungen, Oldenburg zu verlassen: 1940 musste er nach Hamburg in ein „Judenhaus“ ziehen und dort Zwangsarbeit leisten. Mathilde de Beer behielt zunächst ihren Wohnsitz in Oldenburg, um Haus und Garten zu erhalten, folgte aber schließlich im Mai 1942 ihrem Mann. In einem „Fragebogen für politische Häftlinge“ schrieb sie 1948 über ihre Situation: „Von der Hamburger Gestapo wurde ich aufgefordert, innerhalb von 8 Tagen zu meinem Mann nach Hamburg ins Ghetto zu ziehen, andernfalls käme

*mein Mann mit dem nächsten Transport wieder ins KZ und wir würden zwangsgeschieden. Weil mein Mann schon 1940 nach Hamburg evakuiert wurde und ich noch in Oldenburg blieb, um unser Eigentum zu retten, wurden wir als getrennt lebend angesehen von der Hamburger Gestapo, und so musste ich nun schleunigst hier alles im Stich lassen, um meinen Mann zu retten.“* (Stadtarchiv Oldenburg, Bestand S12, Sammlung Vahlenkamp) So überlebten beide in „privilegierter Mischehe“ lebend bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges.

Hilde und Ilse de Beer überlebten die Zeit des Zweiten Weltkrieges nicht. Hilde hatte sich in Palästina eine schwere Infektionskrankheit zugezogen, an der sie 1940 verstarb. Ilse, die im April 1940 den Hamburger Hermann Hirsch geheiratet hatte und nun Ilse Hirsch hieß, wurde 1943 zusammen mit ihrem Mann festgenommen. Sie nahmen an einem Vorbereitungslager für Landwirtschaft teil, um sich für ihre Emigration nach Palästina vorzubereiten, wurden jedoch nach Auschwitz deportiert. Ilse wurde in das Konzentrationslager Ravensbrück verlegt, wo sie am 20. Juli 1944 an Tuberkulose verstarb.



## Fern der Heimat – in der Emigration

Für die Mitglieder der Familie de Beer war in der Zeit des Zweiten Weltkrieges das Kontakthalten untereinander von Bedeutung. Im Haus am Hochheider Weg lebten nur noch Ilse und ihre Eltern zeitweise gemeinsam, bis Ilse im Februar 1940 in die Lausitz zog und ihr Vater im selben Jahr nach Hamburg ziehen musste. Als auch Mathilde Oldenburg verließ, gaben sie das Haus am Hochheider Weg auf. In Verbindung bleiben konnten die Familienmitglieder nur noch per Post.

Besonders wichtig war der postalische Kontakt mit Erich und Ilse, nachdem beide in Gefangenschaft waren. Sie durften nur einen Brief oder eine Postkarte im Monat empfangen und versenden, sodass der Inhalt wohl bedacht sein musste und Abkürzungen genutzt wurden. Nachrichten über andere Familienmitglieder waren willkommene Lebenszeichen. Pakete mit Nahrungsmitteln wie Brot konnten dagegen unbegrenzt empfangen werden. Erich, der sich in Palästina der englischen Armee angeschlossen hatte und in Griechenland in deutsche Gefangenschaft geraten war, schrieb am 7. Mai 1944 an seine Eltern:

*„Geliebte Eltern!*

*Euren lieben Brief erhielt ich gestern und freute mich natürlich sehr damit. Ich hoffe, daß Du lieber Opi wieder ganz gesund bist [...]. Grüßt bitte das Ilsekind recht herzlich von mir + sie möge nur stark und hoffnungsvoll bleiben, denn alles wird einmal wieder gut werden. [...] Hedi läßt mich sehr lange warten, aber sie ist ja jung + kann sich keine Vorstellung machen, wie man sich nach Post sehnt als Gefangener. [...] Hoffentlich hört Ihr bald was von Hermann. Ich habe, wie ich wohl schon schrieb, sehr angenehme Arbeit + nach der Arbeit habe ich meine Geige + gute Bücher, so daß ich meine Freizeit sehr nutzbringend verwenden kann. Nun mein lieber Vater u liebe Mutter meine Sehnsucht nach Euch allen ist sehr sehr groß, aber man muß Geduld haben + stark bleiben + das bin ich. Viele Grüße + Küsse von Eurem Erich“*

So waren für Erich seine Eltern ein Bezugspunkt, um von anderen Familienmitgliedern zu hören und gleichzeitig selbst Grüße ausrichten zu lassen. Auch machte er auf diesem Weg seiner Schwester Ilse Hoffnung auf ein gutes Ende. Denn nachdem sie 1943 zusammen mit ihrem Mann Hermann nach Auschwitz deportiert worden war, wurde sie noch im selben Jahr in das Konzentrationslager Ravensbrück verlegt. Mit ihr hatten Adolf und Mathilde de Beer ebenfalls stetigen Briefkontakt und versorgten Ilse fleißig mit Lebensmitteln, für die sie sich bedankt und Geburtstagsgrüße an ihren Bruder ausrichten lässt:

*„Meine gel. guten Eltern u. Jungens! Alles Glück zu Erichs Geburtstag! Für Euren lb. Brief v. 11.6. u. die schönen Pak. v. 8., 13., 24., 30.6. 2 Pak. u. 1.7. danke ich Euch ganz tüchtig. Ihr habt Euch wieder einmal eine Menge abgespart. Ihr seid doch alle gesund? Die Haferflocken esse ich gern noch, aber macht keinen Kalk wieder hinein. Ich hab mich ganz tüchtig über alles gefreut, überhaupt, daß Ihr alle gesund seid. Gute Butter müßt Ihr selbst essen, denn sie war in einem Pak. ranzig, hab sie mir doch essbar gemacht. [...] Das Süßbrot und alles andere u. soviel Kuchen u. der Stückenzucker u. die Apfelsinen waren so lecker. Könnt Ihr mir wohl einen Staubkamm besorgen u. Brause- u. Zitronenpulver u. noch etwas Geld? Laßt Euch ganz tüchtig drücken und küssen, Ilse“*

Dieser Brief mit Poststempel vom 20. Juli 1944 war das letzte Lebenszeichen von Ilse Hirsch, geb. de Beer. Laut den Unterlagen des Konzentrationslagers Ravensbrück ist Ilse Hirsch am selben Tag an Tuberkulose verstorben.

Für Adolf und Mathilde de Beer war nicht nur der Kontakt zu ihren Kindern wichtig, sondern auch der in die Oldenburger Heimat. Mit dem Oldenburger Maurermeister Kleen und seiner Familie tauschten sie sich regelmäßig aus. Gegenseitiges Vertrauen und Anteilnahme sowie Unterstützung seitens der Familie Kleen sprechen aus den Briefen von Adolf und Mathilde de Beer, aber auch der Wunsch nach Frieden und nach einer Rückkehr in die Heimatstadt Oldenburg, die – anders als Hamburg – hoffentlich verschont bleiben möge:



„Hamburg, den 27. Dezbr. 1944

Liebe Familie Kleen!

Euren Brief vom 15. Dezbr. erhielten noch zum Weihnachtsfest. Wir danken Euch herzlich für den Inhalt, mit dem wir uns sehr gefreut haben und wollen wir hoffen, daß wir nach dem Kriege, der hoffentlich bald zum guten beendet sein wird, uns erkenntlich zeigen können, besonders auch dem Spender der Marken gegenüber. Saget ihm bitte unseren Dank und unsere Freude darüber. Auch von anderer Seite wurde uns in unserem Schicksal Freude bereitet, was wir sehr zu schätzen wissen. Leider haben wir ja im vorigen Jahre die Kinder verloren; aber wenn man noch unter dem Himmel so edle Menschen weiß, darf man den Mut durchzubalten nicht verlieren und deshalb wollen wir alle stark bleiben und hoffen, daß uns die Heimat erhalten bleibt. Herr Decker hat die Äpfel, die uns aus unserem Garten noch zustanden, bei Br. abgeliefert, gegen Bezahlung, und Br. hat sie uns zugeschickt. Hoffentlich ist Euer Schwiegersohn, der in Euskirchen im Lager liegt, wieder auf Besserung und die anderen sind so ziemlich geschützt. Zur Geburt des Stammhalters gratulieren wir herzlich. Nun geht der Stamm „Kleen“ ja weiter. [...] Das Reisen nach hier ist sehr beschwerlich und viel Schönes kann man nicht zeigen. Hoffentlich verschont der Tommy uns jetzt und auch das schöne Oldbg.

Unser Erich hat vor 14 Tagen geschrieben. Es geht ihm gesundheitlich gut. Er arbeitet im Kohlenbergwerk in Oberschlesien. Der Hauer und der Obersteiger sind sehr mit ihm zufrieden und er auch mit der Arbeit. Gesund ist er wir schicken ihm ab und zu ein Brot. Sonst kommt er gut aus und es fehlt ihm an nichts. Im Lager haben sie ein schönes Musikorchester, wo er die erste Geige mits[pielt.] Von Lotte haben lange nichts gehört, auch [von] der kleinen Hedi nicht, die jetzt Säuglingsschwester ist. Uns geht es gesundheitlich einigerma[ßen] gut. Klagen wollen wir nicht, denn w[ir] müssen alle stark bleiben und es beste[ht] ja jetzt Hoffnung auf ein gutes Ende. Hoffentlich ist Mutter Kleen wieder ganz hergestellt? Also für heute nochmals herzl. Dank und Grüße für alle Oldenburger von Ad. de Beer

Zum Jahreswechsel empfanget unsere besten Wünsche.

Liebe Familie Kleen! Nehmt auch von mir allerherzlichsten Dank für die Freude, die ihr uns zu Weihnachten mit Eurem l. Brief gemacht habt und laßt Euch für das neue Jahr alles erdenklich Gute wünschen, vor allem aber Gesundheit und daß ihr alle Eure Kinder aus diesem grausigen Krieg gesund wieder kriegt. Nun [...] herzliche Grüße von Eurer M. de B.“

Hamburg 27. Dezbr. 1944. 7  
Liebe Familie Kleen!  
Euren Brief vom 15. Dezbr. erhielten noch zum Weihnachtsfest. Wir danken Euch herzlich für den Inhalt, mit dem wir uns sehr gefreut haben und wollen wir hoffen, daß wir nach dem Kriege, der hoffentlich bald zum guten beendet sein wird, uns erkenntlich zeigen können, besonders auch dem Spender der Marken gegenüber. Saget ihm bitte unseren Dank und unsere Freude darüber. Auch von anderer Seite wurde uns in unserem Schicksal Freude bereitet, was wir sehr zu schätzen wissen. Leider haben wir ja im vorigen Jahre die Kinder verloren; aber wenn man noch unter dem Himmel so edle Menschen weiß, darf man den Mut durchzubalten nicht verlieren und deshalb wollen wir alle stark bleiben und hoffen, daß uns die Heimat erhalten bleibt. Herr Decker hat die Äpfel, die uns aus unserem Garten noch zustanden, bei Br. abgeliefert, gegen Bezahlung, und Br. hat sie uns zugeschickt. Hoffentlich ist Euer Schwiegersohn, der in Euskirchen im Lager liegt, wieder auf Besserung und die anderen sind so ziemlich geschützt. Zur Geburt des Stammhalters gratulieren wir herzlich. Nun geht der Stamm „Kleen“ ja weiter. [...] Das Reisen nach hier ist sehr beschwerlich und viel Schönes kann man nicht zeigen. Hoffentlich verschont der Tommy uns jetzt und auch das schöne Oldbg.

Hamburg 27. Dezbr. 1944. 8  
Ihr Geburte des Stammhalters gratulieren wir herzlich. Nun geht der Stamm „Kleen“ ja weiter. Wir danken Euch herzlich für den Inhalt, mit dem wir uns sehr gefreut haben und wollen wir hoffen, daß wir nach dem Kriege, der hoffentlich bald zum guten beendet sein wird, uns erkenntlich zeigen können, besonders auch dem Spender der Marken gegenüber. Saget ihm bitte unseren Dank und unsere Freude darüber. Auch von anderer Seite wurde uns in unserem Schicksal Freude bereitet, was wir sehr zu schätzen wissen. Leider haben wir ja im vorigen Jahre die Kinder verloren; aber wenn man noch unter dem Himmel so edle Menschen weiß, darf man den Mut durchzubalten nicht verlieren und deshalb wollen wir alle stark bleiben und hoffen, daß uns die Heimat erhalten bleibt. Herr Decker hat die Äpfel, die uns aus unserem Garten noch zustanden, bei Br. abgeliefert, gegen Bezahlung, und Br. hat sie uns zugeschickt. Hoffentlich ist Euer Schwiegersohn, der in Euskirchen im Lager liegt, wieder auf Besserung und die anderen sind so ziemlich geschützt. Zur Geburt des Stammhalters gratulieren wir herzlich. Nun geht der Stamm „Kleen“ ja weiter. [...] Das Reisen nach hier ist sehr beschwerlich und viel Schönes kann man nicht zeigen. Hoffentlich verschont der Tommy uns jetzt und auch das schöne Oldbg.

## Rückkehr nach Oldenburg – eine neue Gemeinde?



13

Hätte es die Möglichkeit gegeben, wären Adolf und Mathilde de Beer gerne bereits während des Zweiten Weltkrieges nach Oldenburg zurückgekehrt. Nach Kriegsende und noch im Jahr 1945 kamen sie tatsächlich zurück. Die Jüdische Gemeinde gab es nicht mehr, seitdem Oldenburg 1940 für „judenrein“ erklärt worden war. Bis zuletzt hatte sie als eingetragener Verein existiert und Adolf de Beer hatte den Vorsitz inne. Nun engagierte sich Adolf de Beer für die Neugründung einer Jüdischen Gemeinde, deren Mitglieder Überlebende und Zurückkehrende waren.

Unterstützt von Rechtsanwalt Dr. Ernst Löwenstein, der die Gründungsversammlung einberufen und formal den ersten Vorsitz übernommen hatte, führte Adolf de Beer die Geschäfte der Gemeinde, die sich erst „Jüdische Gemeinde für Stadt und Land Oldenburg“ und später „Jüdische Kultusvereinigung Oldenburg e.V.“ nannte. Er handelte mit der britischen Militärregierung und der Stadt die Einrichtung eines Gemeindezentrums mit Büro-, Versammlungs- sowie Gebetraum aus, der am 31. Oktober 1946 in der Cäcilienstraße 9 eingeweiht wurde. Die Jüdische Kultusvereinigung war jedoch klein, sie hatte 1948 nur 23 Mitglieder und sie musste auf eine religiöse Betreuung durch einen Rabbiner verzichten.

1951 emigrierte Dr. Löwenstein, sodass Adolf de Beer den ersten Vorsitz übernahm. Im selben Jahr erhielt die Jüdische



14

Kultusvereinigung das Grundstück der alten Synagoge an der Peterstraße zurück. Da die kleine Gemeinde über keine finanziellen Mittel verfügte, war nicht an den Bau einer neuen Synagoge zu denken. Nach Rücksprache mit Dr. Leo Trepp, der wieder Kontakt zu seiner alten Gemeinde aufgenommen hatte, entschied man sich 1954, das Grundstück an eine Versicherungsgesellschaft zu verkaufen. Durch den Erlös war es nun möglich, ein Haus für die Jüdische Kultusvereinigung zu erwerben: In der Lambertstraße 48 wurden ein Gemeindesaal und ein Altersheim eingerichtet.

Für die Familie de Beer war 1951 ebenfalls ein bedeutendes Jahr. Denn Charlotte Seligmann kehrte aus Uruguay zurück nach Oldenburg, nachdem ein Jahr zuvor ihr Mann verstorben war. Aus Anlass der Rückkehr besuchte auch Erich de Beer seine Eltern und seine Schwester in Oldenburg. Erich hatte sich nach dem Krieg in Bnei Zion in Israel niedergelassen und dort eine Landwirtschaft aufgebaut. 1955 verstarb Adolf de Beer, Mathilde zwei Jahre nach ihm. Danach verließ auch Charlotte Oldenburg aus beruflichen Gründen wieder.

Nach dem Tod von Adolf de Beer übernahm Frieda Meiners den ersten Vorsitz. Allerdings wurde die Jüdische Kultusvereinigung durch Überalterung und Wegzug stetig kleiner. 1965 hatte sie nur noch vier Mitglieder und ging letztlich im Landesverband der jüdischen Gemeinden in Niedersachsen auf, der das Haus in der Lambertstraße 48 schließlich verkaufte. 1973 wurde die Jüdische Kultusvereinigung Oldenburg e.V. mit dem Vermerk „Verein durch Wegfall sämtlicher Mitglieder erloschen“ aus dem Vereinsregister gestrichen.

Durch das Erlöschen der Jüdischen Kultusvereinigung wurde jüdisches Leben in Oldenburg jedoch nicht vergessen. 1962 wurde die Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit e.V. gegründet, in deren Vorstand auch Frieda Meiners eintrat. Bis heute bemüht sich die Gesellschaft um einen Dialog und um Unterstützung erst der Jüdischen Gruppe und schließlich der neugegründeten Jüdischen Gemeinde in Oldenburg.

Im Alter von 83 Jahren kehrte Charlotte Seligmann 1989 erneut nach Oldenburg zurück. Sie schloss sich der Jüdischen Gruppe an und nahm an der Neugründungssammlung der heutigen Jüdischen Gemeinde zu Oldenburg teil.



**Die Neugründung der  
Jüdischen Gemeinde  
zu Oldenburg**

## Die Neugründung der Jüdischen Gemeinde zu Oldenburg

Seit Ende der 1960er Jahre gab es kein jüdisches Gemeindeleben mehr in der Stadt Oldenburg. Die Jüdische Kultusvereinigung Oldenburg war aufgrund fehlender Mitglieder im Landesverband der jüdischen Gemeinden in Niedersachsen aufgegangen. Wer an einem jüdischen Gottesdienst teilnehmen wollte, musste nach Hannover fahren. Jüdisches Leben in der Stadt Oldenburg wurde nun durch die Aktivitäten der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit (Gesellschaft f. CJZ) repräsentiert. Durch Buchveröffentlichungen, Artikel in der Regionalpresse und Veranstaltungen, wie zum Beispiel Vorträge, informierte sie über die Geschichte der Jüdinnen\*Juden in Oldenburg. Unterstützung erfuhr die Gesellschaft f. CJZ dabei von Prof. Dr. Dr. h.c. Leo Trepp.

Aktives jüdisches Leben durch Menschen mit jüdischen Wurzeln vor Ort fand lange nicht statt. 1983 fanden sich schließlich drei Menschen zusammen: eine in Oldenburg lebende Israelin sowie eine Oldenburgerin und ihr Sohn, die jüdische Wurzeln hatten. Der Wunsch aufgrund ihrer jüdischen Wurzeln Hebräisch zu lernen, hat sie zusammengebracht. Es war der Beginn eines Prozesses, der letztlich zur Neugründung der Jüdischen Gemeinde zu Oldenburg führte.

Zusätzlich zum Hebräischunterricht begann diese kleine Gruppe, sich mit dem Judentum zu beschäftigen und beging jüdische Feiertage gemeinsam. Sie suchten nach weiteren Jüdinnen\*Juden in Oldenburg und seiner Umgebung, und die kleine Gruppe wurde größer. Auf diese Weise fand auch die spätere langjährige Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde Sara-Ruth Schumann zur Gruppe. Die Mitglieder der Gesellschaft f. CJZ beteiligten sich ebenfalls an den Treffen und Feiertagen und halfen dabei, Räumlichkeiten für diese Anlässe zu finden. In der zweiten Hälfte der 1980er Jahre war die kleine Gruppe noch weiter angewachsen, denn der Zustrom von Menschen mit jüdischen Wurzeln aus den Gebieten der ehemaligen Sowjetunion hatte eingesetzt.

1989 gründete Sara-Ruth Schumann die „Jüdische Gruppe zu Oldenburg e.V.“. Motiviert dazu wurde sie vor allem durch den Wunsch der Kinder einiger Familien, Jüdinnen\*Juden sein zu wollen und Hebräisch zu lernen. Daher wandte man sich an den damaligen Landesrabbiner von Niedersachsen Dr. h.c. Henry G. Brandt und bat ihn um religiöse Betreuung. Einmal im Monat besuchte Rabbiner Brandt von nun an die Jüdische Gruppe in Oldenburg und unterrichtete sie.

Es waren vorwiegend Frauen, die das neue gemeinschaftliche jüdische Leben vorantrieben. Sie wollten, dass ihre Kinder wieder in jüdischer Tradition erzogen wurden und dass alte Menschen in der Gewissheit sterben konnten, in Oldenburg auf dem jüdischen Friedhof in der Dedestraße nach jüdi-

schem Brauch beerdigt zu werden. Mit dieser Motivation traten sie an Rabbiner Brandt heran, damit er sie bei der Gründung einer neuen, die Geschlechter gleichberechtigenden Gemeinde unterstützte.



## Sara-Ruth Schumann

### Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde zu Oldenburg von 1992 bis 2012

Sara-Ruth Schumann wurde am 11. März 1938 als Hedwig Abraham in Bremen geboren. Weil ihr Vater Jude war, war auch ihre Familie von der Verfolgung jüdischer Menschen während des Nationalsozialismus betroffen. Die Familie konnte sich in einem Dorf unter anderem Namen verstecken und überlebte dort die Zeit des Nationalsozialismus. Doch 17 ihrer Familienangehörigen sind in Minsk ermordet worden.

Nach dem Zweiten Weltkrieg ging für Sara-Ruth Schumann das Leben weiter: Sie ging zur Schule und machte auf Wunsch ihres Vaters erst eine kaufmännische Ausbildung, wurde dann jedoch Krankenschwester. Nachdem sie ihren Mann kennengelernt und eine Familie gegründet hatte, wurde Sara-Ruth Schumann schließlich Leiterin des Kulturamtes der Stadt Oldenburg. 13 Jahre lang hatte sie diese Position inne. Darüber hinaus führte sie ihrer Liebe zur Kunst entsprechend eine Galerie in der Achternstraße in Oldenburg.

Nachdem Sara-Ruth Schumann Teil der Jüdischen Gruppe geworden war, entdeckte sie ihr Judentum von neuem. Sie engagierte sich für den Aufbau der „Jüdischen Gruppe zu Oldenburg e.V.“ und anschließend für die Neugründung

der „Jüdischen Gemeinde zu Oldenburg e.V.“. Auch wenn es kein einfaches Vorhaben war, ließ sie sich nicht davon abbringen und leistete dafür unter anderem beim Landesverband der jüdischen Gemeinden in Niedersachsen Überzeugungsarbeit. Sie sagte: *„Der Nach-Holocaust-Generation wird damit deutlich gemacht, daß Hitlers Vorhaben, jüdisches Leben und jüdische Tradition zu zerstören, nicht gelungen ist. Für mich ist es auch eine persönliche Verpflichtung meinen Toten gegenüber.“* (Nordwestzeitung vom 4. Juni 1992)

Sara-Ruth Schumann führte die Jüdische Gemeinde zu Oldenburg 20 Jahre lang als Vorsitzende. Um diese Funktion bestmöglich erfüllen zu können, hatte sie ihre Position als Leiterin des städtischen Kulturamtes aufgegeben.

Sie war darüber hinaus noch in weiteren Gremien aktiv: Sie saß lange im Rundfunkrat des Norddeutschen Rundfunks Hamburg als Vertretung der niedersächsischen Gemeinden, sie war im Vorstand des Koordinierungsrats der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit und sie war stellvertretende Vorsitzende des Landesverbandes der Jüdischen Gemeinden in Niedersachsen. Außerdem gehörte sie dem Direktorium des Zentralrats der Juden in Deutschland an. Für ihr gesellschaftliches Engagement ist sie mit



16

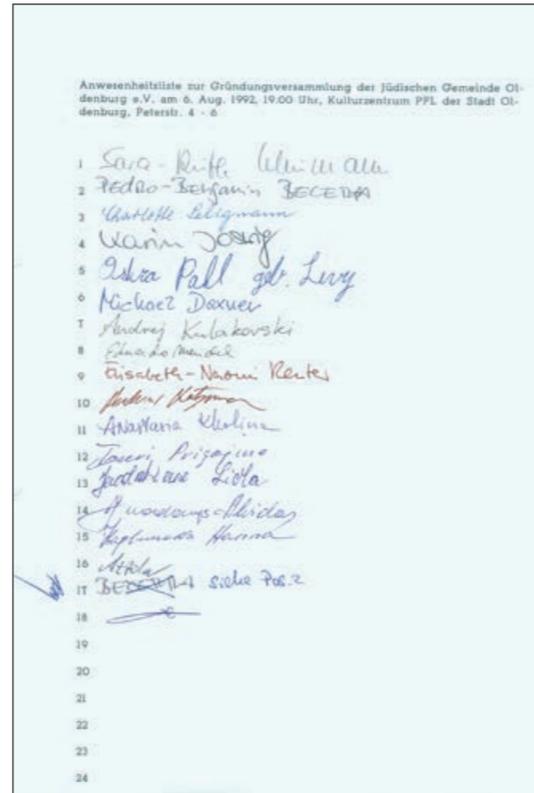
dem Bundesverdienstorden der Bundesrepublik Deutschland ausgezeichnet worden.

Aufgrund einer schweren Erkrankung war Sara-Ruth Schumann 2012 gezwungen, den Vorsitz der Jüdischen Gemeinde zu Oldenburg sowie ihre anderen Ämter abzugeben. Noch im Januar 2014, bevor sie am 26. Oktober desselben Jahres verstarb, wurde ihr das Große Stadtsiegel der Stadt Oldenburg verliehen. Der damalige Oberbürgermeister der Stadt Oldenburg Gerd Schwandner reagierte mit folgenden Worten auf den Tod von Sara-Ruth Schumann: *„Ohne ihre menschliche Größe, ihre Versöhnlichkeit und ihr klares Verständnis und offenes Wirken wäre Oldenburg eine weniger vielfältige Stadt. Sara-Ruth Schumann hat Oldenburg über Grenzen hinaus einen guten Klang verliehen. Nicht zuletzt durch ihre unnachgiebige Leidenschaft hat sie für alle Sparten des kulturellen Lebens in Oldenburg gewirkt. Die Stadt hat einen großen Menschen verloren.“* (Jüdische Allgemeine vom 27. Oktober 2014)

## Die Jüdische Gruppe wird zur Jüdischen Gemeinde zu Oldenburg

Die Jüdische Gruppe Oldenburg e.V. hatte sich 1989 gegründet. Ihr stand von Beginn an Sara-Ruth Schumann vor, die die treibende und gestaltende Kraft zur Gründung war. Sie wollte ein aktives jüdisches Leben in Oldenburg aufbauen und den jüdischen Glauben im Alltag verankern. Selbstverständlich stellte sie die Räumlichkeiten ihrer Galerie in der Achternstraße zur Verfügung, um dort Schabbat-Gottesdienste zu feiern oder andere jüdische Festtage zu begehen. Durch Vermittlung der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit wurden aber auch Räumlichkeiten im Kulturzentrum Peter Friedrich Ludwig (PFL) oder in christlichen Gemeinden wie der Stephanus-Gemeinde genutzt, um dort zum Beispiel Pessach zu feiern.

1992 hatte die Jüdische Gruppe Oldenburg 60 Mitglieder. Unter Anleitung von Rabbiner Dr. h.c. Henry G. Brandt, dem damaligen Landesrabbiner von Niedersachsen, lernte sie jüdische Tradition und liturgische Gebete. Er unterstützte die Jüdische Gruppe darin, ihr religiöses Leben aufzubauen. Als diese mit dem Wunsch an ihn herantrat, erneut eine Jüdische Gemeinde in Oldenburg zu gründen, unterstützte er sie auch darin. Das Besondere daran war, dass in Oldenburg vorwiegend Frauen diesen Wunsch vorantrieben. Rabbiner Brandt sagte ihnen: „Es wird ein schwieriger Weg, aber geht ihn und ihr werdet es schon schaffen.“ (Sara-Ruth Schumann, Gemeinde, S. 5)



Um eine jüdische Gemeinde gründen zu können, ist es notwendig, dass eine Gebetsgemeinschaft, ein Minjan, von mindestens zehn Menschen vorhanden ist. In der orthodoxen Glaubensausrichtung steht außer Frage, dass ein Minjan ausschließlich mit Männern besetzt sein darf. Die Oldenburger Jüdische Gruppe um Sara-Ruth Schumann war sich jedoch von Beginn an einig: Sie wollten eine Gemeinde sein, die die Geschlechter gleichberechtigt. Die Oldenburger Jüdinnen zählen deshalb mit zum Minjan. Sie sitzen nicht getrennt von den Männern in der Synagoge, sie werden zum Toralesen aufgerufen und sprechen den Kiddusch, den Segen über einen Becher Wein zur Einleitung des Schabbat. Jüdische Frauen und Männer können also gleichberechtigt in allen Bereichen des Oldenburger Gemeindelebens und auch in der Gestaltung der Jüdischen Gottesdienste aktive Verantwortung übernehmen. Am 21. Juni 1992 fand die Bat-Mizwa-Feier der ersten drei Mädchen statt, die überhaupt in Oldenburg eingeseget worden sind.

Bei der Gründungsversammlung der neuen Jüdischen Gemeinde zu Oldenburg e.V. am 6. August 1992 unterschrieben 16 Teilnehmer\*innen das Gründungsprotokoll. Die Mitglieder der neuen Jüdischen Gemeinde zu Oldenburg setzten sich aus unterschiedlichen Nationalitäten zusammen: Ungefähr die Hälfte waren russische Emigrant\*innen, aber auch aus Chile, Österreich und Israel gab es Mitglieder, die aus unterschiedlichen Gründen in Oldenburg lebten. Charlotte Seligmann, geb. de Beer, war das einzige Mitglied der neuen

Jüdischen Gemeinde zu Oldenburg, das bereits der Jüdischen Gemeinde vor der Zeit des Nationalsozialismus angehörte.

Die Gleichberechtigung der Geschlechter in der Jüdischen Gemeinde zu Oldenburg ermöglichte auch, dass 1995 Rabbiner Bea Wyler angestellt wurde. Sie war der erste weibliche Rabbiner in Deutschland nach der Shoah. Schon zwei Jahre vor ihrer offiziellen Amtseinführung war Bea Wyler regelmäßig in Oldenburg, um mit der Gemeinde die hohen Feiertage zu begehen. Landesrabbiner Dr. h.c. Henry G. Brandt war in der Gemeinde in Hannover verpflichtet, sodass in Oldenburg ein Rabbiner fehlte. Zu Rosh ha-Schana, Jom Kippur und Pessach kam Bea Wyler und leitete die Gemeinde durch die Festtage.



## Die neue Synagoge

Bereits vor Gründung der neuen Jüdischen Gemeinde zu Oldenburg stellte die Stadt Oldenburg der Jüdischen Gruppe eine neue Synagoge in Aussicht. Sara-Ruth Schumann formulierte die räumlichen Anforderungen einer Gemeinde und des dazugehörigen Gemeindelebens. Um nicht länger auf fremde Räumlichkeiten angewiesen zu sein, sei ein multifunktionaler Gebets- und Versammlungsraum, zwei bis drei Schulungsräume und eine koschere Küche notwendig, in der es möglich sein müsste, Geschirr für fleischige und für milchige Speisen getrennt voneinander abzuwaschen. Dies waren die Grundanforderungen. Die Stadt Oldenburg hatte am 1. Juli 1991 beschlossen, der Jüdischen Gruppe das Gebäude in der Wilhelmstraße 17 (heute Leo-Trepp-Straße 17) zur Verfügung zu stellen und den Anforderungen der Jüdischen Gruppe entsprechend umzubauen.

Von Juni 1994 bis März 1995 wurden die Sanierungs- und Umbauarbeiten an dem Gebäude durchgeführt, das in seiner Vergangenheit verschiedene Nutzungsphasen hatte: Errichtet wurde es von 1867 bis 1868 als Baptistenkapelle, 1905 wurde es an die Guttemplerloge verkauft und im Verlauf des Ersten Weltkrieges wurde es schließlich in den Komplex des Peter Friedrich Ludwig Hospitals eingegliedert. Bis 1990 blieb das Gebäude in der Nutzung des Krankenhausbetriebes, wobei zuletzt die Schule für Medizinisch-Technische Assistentinnen in dem Gebäude untergebracht war. Bereits im Jahr 1988

sollte nicht nur das Peter Friedrich Ludwig Hospital, sondern auch die dazugehörigen Gebäude in der Wilhelmstraße unter Denkmalschutz gestellt werden, darunter auch die ehemalige Baptistenkapelle.

Im Rahmen der Woche der Brüderlichkeit ist die neue Synagoge am 5. März 1995 feierlich der Jüdischen Gemeinde zu Oldenburg übergeben worden. Seitens der Stadt Oldenburg waren die Planungen gezielt so ausgerichtet, dass die Übergabe in das Festjahr zum 650-jährigen Stadtrechtsjubiläum fiel. Denn es sollte betont werden, dass *„Juden und jüdische Kultur in Oldenburg gewollt sind, daß sie Recht, Raum und Schutz haben und dauerhaft behalten sollen.“* (Ekkehard Seeber, Synagoge, S. 17)



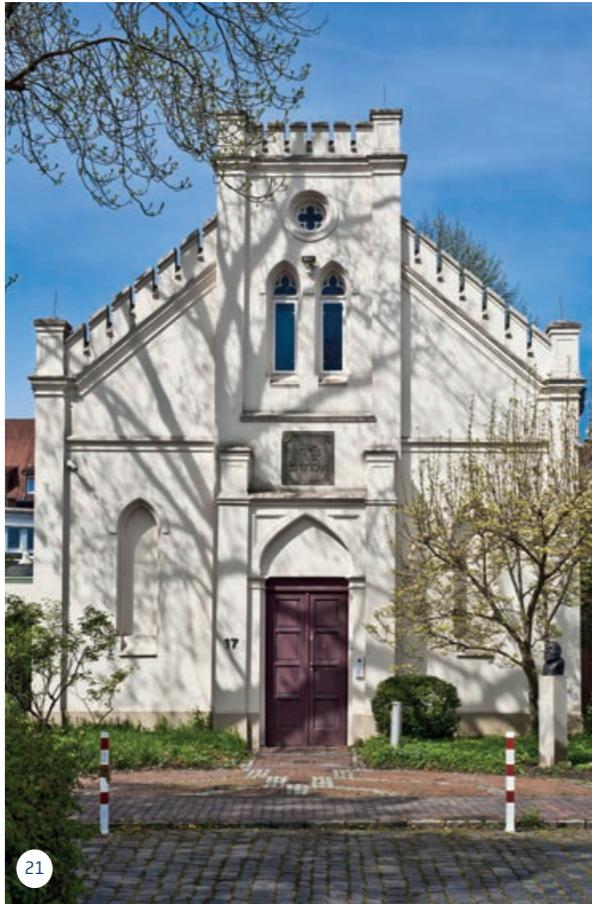
Das Nutzungskonzept für das Haus in der Wilhelmstraße 17 war in enger Zusammenarbeit des städtischen Kulturdezernats unter Dr. Ekkehard Seeber, Sara-Ruth Schumann als Vertreterin der Jüdischen Gemeinde und der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg erstellt worden. Es sollte nicht nur eine Synagoge entstehen, sondern auch ein jüdisches Kulturzentrum, das im Rahmen eines neuen Studiengangs „Jüdische Studien“ auch in den Universitätsbetrieb eingebunden sein sollte. Dazu erhielt das Gebäude neben dem Synagogenraum auch eine hebräische Bibliothek und einen Schulungsraum. Zudem wurden die zwei benötigten koschere Küchen realisiert.

An der Fassade der neuen Synagoge fand ein besonderes Element wieder seinen Platz: der Schmuckstein mit der Aufschrift „Bet Elohim“, zu Deutsch „Haus Gottes“. Dieser Schmuckstein war Teil der 1855 eingeweihten, ersten Synagoge und ebenso der zweiten, erweiterten und 1905 eingeweihten Synagoge. Letztere wurde in der Pogromnacht vom 9. auf den 10. November 1938 zerstört und anschließend abgerissen. Der Schmuckstein überstand jedoch die Zeit des Zweiten Weltkrieges und war ab 1970 im Stadtmuseum Oldenburg ausgestellt. An der neuen Synagoge soll der Schmuckstein als Symbol für die lange jüdische Tradition in Oldenburg vor der Shoah und für den Beginn einer neuen jüdischen Tradition durch die Neugründung der Gemeinde zu Oldenburg stehen.

Mit der feierlichen Einführung der Torarollen im Juni 1995 ist aus dem Haus in der heutigen Leo-Trepp-Straße 17 eine wirkliche Synagoge geworden.



## Der Aufbau des Gemeindezentrums



Als sich die neue Jüdische Gemeinde zu Oldenburg 1992 gründete, hatte sie 34 Mitglieder. Bereits drei Jahre später, als 1995 die neue Synagoge mit jüdischem Kulturzentrum bezogen werden konnte, war die Gemeinde auf rund 100 Mitglieder angewachsen. Das schnelle Wachstum der Mitgliederzahlen begründete sich in erste Linie durch den Zuzug von Jüdinnen\*Juden aus der ehemaligen Sowjetunion, der 1993 einsetzte. Zum 25-jährigen Jubiläum der Jüdischen Gemeinde zu Oldenburg 2017 sprach Jehuda Wältermann, der damalige Vorsitzende der Gemeinde, im Rückblick auf diese Zeit nicht von Zuwander\*innen, sondern von „Rückkehrern, die das Judentum wieder für sich entdeckt haben. Diese Leistung könne sich die Gemeinde zugute halten.“ (Jüdische Allgemeine vom 14. August 2017) Auch die jetzige Rabbinerin Alina Treiger denkt, dass die Gemeinde stolz auf die Männer und Frauen sein kann, die die jüdische Gemeinde mit Leben erfüllt haben.

Die Zeit der Ankunft war jedoch nicht leicht und stellte die kleine, noch junge Gemeinde vor Herausforderungen. Denn durch das Anwachsen der Gemeinde wuchsen auch ihre Aufgaben. Die russischen Zuwander\*innen brauchten Hilfe bei der Integration, sodass die Gemeinde Mitglieder als Sozialarbeiter\*innen anernte, um die Neuankömmlinge bei notwendigen Behördengängen oder der Einschulung der Kinder zu unterstützen. Sie benötigten



ebenfalls Religionsunterricht, um sich an den Gottesdiensten und Festen beteiligen zu können. Diese vielschichtigen Aufgaben kamen in erster Linie ehrenamtlichen Kräften zu, die auch bedingt durch ihre kleine Zahl überfordert waren.

Zunehmend kamen sowohl die personellen als auch die räumlichen Kapazitäten der Jüdischen Gemeinde an ihre Grenzen. Die Mitgliederzahl war inzwischen auf 220 angestiegen, als die Stadt Oldenburg der Jüdischen Gemeinde auch das Haus Wilhelmstraße 15 zur Verfügung stellte, um dort ein Gemeindezentrum einzurichten. Das Gebäude war allerdings in einem so schlechten Zustand, dass die Renovierung aus eigenen Mitteln der Gemeinde unmöglich schien. Doch die Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit unterstützte bei der Finanzierung: Sie trennte sich von dem in ihrem Besitz befindlichen Gemälde „Jude am Fenster“ des Malers Felix Nussbaum und stellte den Verkaufserlös der Gemeinde zur Verfügung. Dadurch und durch viel Eigenarbeit konnte die Renovierung des neuen Gemeindezentrums im Juni 2001 abgeschlossen werden.



Für das neue Gemeindezentrum waren neue Schulungsräume und ein Versammlungsraum geplant. Darüber hinaus sollte ein ganz neuer Anbau entstehen, in dem eine Mikwe, ein Tauchbad zur rituellen Reinigung, untergebracht wurde. Mit ihrer Fertigstellung war das jüdische Gemeinde- und Kulturzentrum der Jüdischen Gemeinde zu Oldenburg endlich vollständig.

Sara-Ruth Schumann stellte 2002 zum zehnjährigen Jubiläum der Jüdischen Gemeinde voller Stolz fest: *„Nun, nach zehn arbeitsreichen und wundervollen Jahren, ist die Gemeinde mit einem kompletten Gemeindezentrum versorgt, das sich mit Fug und Recht jüdisches Kulturzentrum nennen kann. [...] Das alles ist eingebettet in eine kulturell lebendige Umgebung. Jüdische Religion, Tradition und Kultur können nun aus der Wilhelmstraße 15-17 in die Stadt hinein wirken, zum Wohle der Stadt und zum Wohle des Landes.“* (Sara-Ruth Schumann, Gemeinde, S. 6)

## Gemeindeleben

Zum zehnjährigen Jubiläum und der Eröffnung der Mikwe stellte Prof. Dr. Dr. h.c. Leo Trepp fest: „In Zusammenarbeit haben die Juden Oldenburgs nun alle Einrichtungen geschaffen, welche eine jüdische Gemeinde haben muss.“ (Leo Trepp, Grußwort, S. 9) Die Mikwe steht allen Gemeindemitgliedern offen und wird zur spirituellen Reinigung genutzt. Dafür ist es notwendig, den ganzen Körper im sogenannten „lebendigen Wasser“ der Mikwe, wobei es sich um Regenwasser handelt, unterzutauchen. Die Mikwe hat



zwei Hauptfunktionen: Zum einen dient sie den jüdischen Frauen zur Reinigung nach der Menstruation. Zum anderen ist das Bad in ihrem „lebendigen Wasser“ für all jene Menschen vorgeschrieben, die zum Judentum konvertieren wollen. Denn erst nach dem vollkommenen Untertauchen werden sie gleichberechtigte Jüdinnen\*Juden.

Schon die Gründungsmitglieder, vor allem aber die vielen Zuwander\*innen der Oldenburger Gemeinde, mussten in vielen Fällen erst wieder zu ihrem Judentum finden. Das bedeutete, dass sie jüdische Religion und jüdische Tradition lernen mussten. Der erste Rabbiner der Gemeinde Bea Wyler setzte daher den Schwerpunkt ihrer Arbeit auf die Lehre. „Der Rabbiner ist kein Priester, sondern sorgt in seinem gelebten Alltag für die Verbreitung der Tora: in Form von Vor machen und Vorleben und in Form von Lehre.“ (Bea Wyler, Gottgefällig leben, S. 8) Sie unterrichtete alle Gemeindemitglieder in Talmud-Tora, der religiösen Unterweisung für Kinder und Erwachsene. Ihr Ziel war es, dass jede\*r gern zum Gebet in die Synagoge kommt und zum Studium der Tora angeregt wird.

Rabbiner Wyler wollte, dass die Gemeinde unabhängig von ihr war. Denn ein jüdischer Gottesdienst bedarf keines Rabbiners. Wenn Gemeindemitglieder gut ausgebildet sind, können sie auch selbst das Gemeindegebet leiten

und die Texte aus der Tora leynen, also vorsingen. Für die Jüdische Gemeinde zu Oldenburg war dies ein wichtiger Aspekt, da Rabbiner Wyler auch für die jüdische Gemeinde in Braunschweig zuständig war. Sie konnte den Gottesdienst in Oldenburg also nicht immer leiten. Durch das Lernen und aktive Mitwirken der Gemeindemitglieder war es 2002 schließlich möglich, Schabbat-Gottesdienste freitagsabends und samstagsmorgens zweiwöchentlich zu feiern.

Das Gemeindeleben der Jüdischen Gemeinde besteht zusätzlich zum Gottesdienst aber auch aus anderen gemeinsamen Veranstaltungen. So kommt man im Gemeindezentrum unter anderem für Workshops zusammen, um beispielsweise den eigenen Tallit, einen Gebetsmantel, anzufertigen. Darüber hinaus veranstaltet die Jüdische Gemeinde jährlich ein Sommerfest, an dem es Spiele für Groß und Klein gibt. Die Räumlichkeiten der Gemeinde stehen den Mitgliedern für Zusammenkünfte offen und auch für Jugendliche gibt es ein eigenes Jugendzentrum. Jehuda Wältermann beschrieb das Gemeindeleben so: „Die Leute kommen und leben in der Gemeinde, weil es für sie normal ist.“ (Jüdische Allgemeine vom 14. August 2017)

Von großer Bedeutung für die Jüdische Gemeinde zu Oldenburg ist außerdem die Möglichkeit, ihre Toten nach jüdischer Tradition beerdigen zu können. Seit 1993 verfügt die Gemeinde über eine Chewra Kaddischa, eine Beerdi-

gungsgruppe. Sie ist für die rituelle Bestattung der Verstorbenen zuständig und leistet Trauerhilfe. 1998 ging der alte jüdische Friedhof an der Dedestraße wieder in den Besitz der Jüdischen Gemeinde über. Weil der alte Friedhof jedoch bald keinen Platz mehr für weitere Bestattungen bot, wurde am 9. November 2000 der neue jüdische Friedhof in Bümmerstede eingeweiht.



## Ein steinerner Zeuge

Die Jüdische Kultusvereinigung Oldenburg hatte das Grundstück der im November 1938 zerstörten Synagoge in der Peterstraße 1951 zurückerhalten. Weil es für sie nicht möglich war, dort eine neue Synagoge zu errichten, verkaufte sie das Grundstück wenige Jahre später. Als dort 1959 Arbeiten im Erdreich durchgeführt wurden, fand man den Grundstein der zerstörten Synagoge.

Im Inneren des Grundsteins waren wichtige Zeitzeugnisse: eine gravierte Grundsteinplatte, eine zinnerne Inschriftenplatte, Kupfermünzen, eine Zeitkapsel, eine Grundrisskizze, ein Glaubensbuch und ein Gesetzesblatt. Die Inschrift der Grundsteinplatte lautete: *„Am 2ten Mai 1854 / legte Seine Königliche Hoheit / Nicolaus Friedrich Peter / Großherzog von Oldenburg / den Grundstein zu dieser Synagoge / Mögen Segen die empfaben / Welche dieser Stätte nabem“*. Der Grundstein war 1854 im Beisein vom Großherzog Nicolaus Friedrich Peter und anderen Regierungsvertretern gelegt worden.

Der Inhalt des Grundsteins war nach seiner Auffindung an die Jüdische Kultusvereinigung übergeben worden. Später gelangte er auf Umwegen in den Besitz des Braunschweigischen Landesmuseums, der leere Grundstein dagegen wurde in die Sammlungen des Stadtmuseums Oldenburg überführt, wo er 1988 in der Ausstellung „Die Geschichte der Oldenburger Juden und ihre Vernichtung“ gezeigt wurde. Anschließend

war er in Vergessenheit geraten, bis die Provenienzforschung ihn wiederentdeckte und die Rückgabe des Grundsteins an die heutige Jüdische Gemeinde zu Oldenburg in die Wege leitete.

Im Juni 2019 wurde der Grundstein der zerstörten Synagoge offiziell restituiert. Die Jüdische Gemeinde hat den Grundstein daraufhin als Dauerleihgabe an das Stadtmuseum Oldenburg gegeben, damit er in der Dauerausstellung *„als steinerner Zeuge“* (Elisabeth Schlesinger, Rede zur Restitution) an die Geschichte der Jüdinnen\*Juden Oldenburgs, an die Zerstörung und an das vergangene Unrecht erinnert.

Dr. Elisabeth Schlesinger, die heutige Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde zu Oldenburg, betonte bei der Restitution des Grundsteins auch die Symbolik, die bereits der Grundsteinlegung 1854 innewohnte und die auch für die heutige Gemeinde immer noch Gültigkeit besitzt:

*„Aber ich möchte diese Gelegenheit nutzen, um darauf hinzuweisen, dass unsere am 6. August 1992 wiedergegründete Jüdische Gemeinde zu Oldenburg‘ in dieser Form nicht überlebensfähig gewesen wäre ohne den Zuzug und das aktive Engagement unserer jüdischen Zuwanderer aus den Ländern der ehemaligen Sowjetunion. Diese Menschen sind nach jahrzehntelanger Unterdrückung – auch ihrer jüdischen Religion – nach Deutschland und*

*auch in diese Stadt gekommen mit der Hoffnung auf freie Religionsausübung, auf den Fortbestand unserer Gemeinde und auf eine bürgerliche Existenz in Frieden und Sicherheit. Es ist die gleiche Hoffnung, die auch die Juden zur Zeit der Grundsteinlegung des heute an unsere Gemeinde restituierten Grundsteins der Oldenburger Vorkriegs-Synagoge von 1854 hatten.“* (Elisabeth Schlesinger, Rede zur Restitution)

Was ist Ihrer Meinung nach der Grundstein einer Gemeinde? Was bedeutet es für Sie, eine Gemeinde und ein Teil einer Gemeinschaft zu sein?





**Gesellschaft für  
Christlich-Jüdische  
Zusammenarbeit**

## Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit

Nach dem Zweiten Weltkrieg gründeten sich Ende der 1940er Jahre Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit in Deutschland. Inspiriert wurden die Gründungen durch Organisationen in den USA zur Reeducation nach dem Nationalsozialismus. Ziel war und ist es noch heute, in einen interreligiösen Dialog zwischen Christ\*innen und Jüdinnen\*Juden zu treten sowie die Shoah aufzuarbeiten und ihrer sowie ihrer Opfer zu gedenken.

Unter dem Dachverband Deutscher Koordinierungsrat mit Sitz in Bad Nauheim sind heute über 80 lokale Gesellschaften mit mehr als 20.000 christlichen und jüdischen Mitgliedern am christlich-jüdischen Dialog beteiligt. Sie sprechen sich offen gegen Antisemitismus und jegliche Arten von Diskriminierung sowie Rechtsradikalismus aus und engagieren sich für ein Miteinander der Religionen, insbesondere der christlich-jüdischen Zusammenarbeit.

*„Die Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit [...] wissen von der historischen Schuld und stellen sich der bleibenden Verantwortung angesichts der in Deutschland und Europa von Deutschen und in deutschem Namen betriebenen Vernichtung jüdischen Lebens. Begründet in der biblischen Tradition folgen sie der Überzeugung, dass im politischen und religiösen Leben eine Orientierung nötig ist, die ernst macht mit der Verwirklichung der Rechte aller Menschen auf Leben und Freiheit ohne Unterschied des Glau-*

*bens, der Herkunft oder des Geschlechts.“ (Deutscher Koordinierungsrat, Satzung, S. 1)*

Seit 1962 engagieren sich zahlreiche Oldenburger\*innen in der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Oldenburg e. V. In einem Leserbrief in der Nordwest-Zeitung aus dem Jahr 1957 machte Dr. Enno Meyer auf das Fehlen jeglicher Form der Erinnerung an die Novemberpogrome von 1938 aufmerksam. Daraufhin entstand der Kontakt mit Frieda Meiners, der damaligen Vorsteherin der kurzzeitig existierenden Jüdischen Gemeinde in Oldenburg nach 1945. Gemeinsam mit Eberhard Michelsson, Elisabeth Junack, Selma Rudolph, Hildegard Heun und Carl-Gustav Friederichsen gründeten sie 1962 eine Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit in Oldenburg. Eberhard Michelsson, Dr. Enno Meyer und Frieda Meiners übernahmen den Vorstand. Zuvor waren einige Mitglieder in anderen regionalen Ortsgruppen aktiv gewesen, bis die Ortsgruppe in Oldenburg gegründet wurde. Seit Gründung der Oldenburger Ortsgruppe ist in der Satzung festgeschrieben, dass ein Mitglied des Vorstands jüdisch sein muss. Gemäß der Präambel der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit spricht sich die Oldenburger Gesellschaft seither im Wissen um die historische, deutsche Schuld und die daraus resultierende Verantwortung für einen Dialog zwischen Christ\*innen und Jüdinnen\*Juden aus.





## Wiedersehenstreffen 1985

„Es wurde jede Anstrengung unternommen, uns ganz persönlich willkommen zu heißen, und uns die Möglichkeit zu geben, alte und neue Bekannte zu treffen [...]“ (Josef de Haas, in: Werner Vahlenkamp, Wiedersehen, S. 96)

Für die Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Oldenburg e. V. (Gesellschaft f. CJZ) ist es seither von zentraler Bedeutung, persönlichen Kontakt zu Überlebenden der Shoah aus Oldenburg zu pflegen. Carl-Gustav Friederichsen, bis 1997 Geschäftsführer der Gesellschaft f. CJZ, und seine Frau organisierten einige Reisen nach Israel, um den dort lebenden ehemaligen Oldenburger\*innen, die die Shoah überlebt hatten, zu begegnen und sie zu besuchen.



30

Im Jahre 1985 fand zum ersten Mal ein mehrtägiges Wiedersehenstreffen in Oldenburg statt. Initiiert und vorbereitet wurde es von der Gesellschaft f. CJZ in Kooperation mit der Stadt Oldenburg. Die Stadt Oldenburg lud mit der Unterstützung der Gesellschaft f. CJZ aus Oldenburg stammende Jüdinnen\*Juden ein, wovon 74 der Einladung folgten. Zuvor bemühte sich die Gesellschaft f. CJZ, Kontakt zu diesen aufzunehmen und schaltete Anzeigen in ausländischen Medien, um diejenigen zu erreichen, von welchen keine Adressen vorlagen. Zudem wurden einige sich mit Oldenburg verbunden führende Jüdinnen\*Juden mittels Spenden, die von der Gesellschaft f. CJZ eingeholt worden waren, eingeladen und später eingeflogen.

Darunter war auch Fritz Haller. Er verstarb einige Tage nach dem Wiedersehenstreffen am 17. Mai 1985 in Oldenburg an Herzversagen und wurde auf eigenen Wunsch auf dem Jüdischen Friedhof in der Dedestraße in Oldenburg beigesetzt. Fritz Haller bezeichnete Oldenburg noch vor seinem Tod als seine Heimat und so titelte die Jerusalem Post hierzu am 24. Mai 1985: „Israeli went to Germany to die in ‚his homeland‘“ (The Jerusalem Post, S. 3).

Ein für das Wiedersehenstreffen aufgestelltes Komitee organisierte für den Zeitraum vom 8. bis 15. Mai 1985 ein vielseitiges Programm: So wurden Orte des Geden-

kens und des ehemaligen jüdischen Lebens in Oldenburg besucht, wie beispielsweise jüdische Friedhöfe in der Region, aber auch Orte des Oldenburger Umlands sowie des angrenzenden Ammerlands und Ostfrieslands. Außerdem wurden in Schulen Gespräche zwischen Schüler\*innen und den Zeitzeug\*innen organisiert. Der damalige Landesrabbiner Dr. h.c. Henry G. Brandt leitete am 10. Mai einen Schabbat-Gottesdienst, an dem etwa 140 Jüdinnen\*Juden und Christ\*innen teilnahmen. Zudem fand am 11. Mai in der Oldenburger Ansgari-Kirche ein ökumenischer bzw. christlich-jüdischer Gottesdienst statt. Während des Besuches wurde darüber hinaus am 10. Mai die Franz-Reyersbach-Straße eingeweiht. Eine Ehrung, die zum Gedenken an den jüdischen Kaufmann Franz Reyersbach erfolgte, der 1936 das erste Todesopfer aus Oldenburg durch das NS-Regime wurde.

Der Historiker Dieter Goertz, der an dem Treffen teilnahm und sich seit Jahrzehnten für den christlich-jüdischen Dialog engagiert, erinnert sich:

„Für alle Teilnehmer aus Israel, verschiedenen Ländern in Südamerika, den USA, Niederlande und uns Oldenburgern gab es einerseits intensive Gespräche, die von zum Teil bitteren Erinnerungen und ihren Aufarbeitungen geprägt waren und die Herzen bewegten. Andererseits auch entspannten Kaffeeklatsch beziehungsweise Teeklönschnack mit den älteren Gästen. Der rege Gedankenaustausch über mehrere Tage hinweg

führte zu vielen engen Freundschaften und somit wurde das Treffen zu einer regelrechten Sternstunde für alle Teilnehmer.“ (Dieter Goertz, Vortrag 2020)

Die zahlreichen engen Freundschaften und persönlichen Kontakte nach Südamerika, in die USA, Israel oder die Niederlande bestehen bis heute und werden noch immer gepflegt. Die Gäste des Wiedersehenstreffens bedankten sich besonders bei der Gesellschaft f. CJZ, indem sie den Initiator\*innen des Wiedersehens in Oldenburg Bäume im Friedenswald von Jerusalem widmeten. Durch ihre Aktionen würden sie versuchen, „die Erinnerung an die Oldenburger Juden in der Öffentlichkeit [wachzubaluten] und [...], die Wunden zu heilen.“ (Josef de Haas, in: Werner Vahlenkamp, Wiedersehen, S. 97)



31

## Die Woche der Brüderlichkeit

„Seit [1992] gibt es die neue Jüdische Gemeinde zu Oldenburg‘. Wir haben also einen neuen, mutigen Anfang jüdischen Lebens in unserer Region. Die Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit darf und möchte mit dieser Gemeinde in der Gegenwart stehen. Wir wollen nicht ohne sie [...] leben.“ (Johannes Töllner, Woche, o. S.)

Neben zahlreichen weiteren Aktionen, wie zum Beispiel den Studientagungen des Deutschen Koordinierungsrates, richten die Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit seit 1952 als Teil des christlich-jüdischen Dialogs die Woche der Brüderlichkeit aus. Diese findet jährlich im März an unterschiedlichen Orten statt, in denen eine lokale Gesellschaft beheimatet ist. Das Ziel ist die christlich-jüdische Versöhnung. Seit 1968 wird anlässlich der Eröffnungsfeierlichkeiten zur Woche der Brüderlichkeit die Buber-Rosenzweig-Medaille an Personen oder Initiativen verliehen, die einen Beitrag zur christlich-jüdischen Verständigung und Zusammenarbeit geleistet haben.

1995 fand die Woche der Brüderlichkeit vom 5. bis zum 12. März in Oldenburg unter dem Motto „1945 bis 1995 – Aus der Befreiung leben“ statt. Zahlreiche Veranstaltungen wie Ausstellungen, ein Symposium in Kooperation mit der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg, aber auch eine Filmreihe der Stadt Oldenburg zum Thema „Gegenwärtige

Vergangenheit – aus der Befreiung leben“ wurde im Zuge der Woche der Brüderlichkeit in Oldenburg organisiert. Schon vor der zentralen Eröffnungsfeier am 5. März 1995 im Oldenburger Staatstheater und vor dem Empfang des damaligen Niedersächsischen Ministerpräsidenten Gerhard Schröder im Oldenburger Schloss organisierte die Jüdische Gemeinde zu Oldenburg im Kulturzentrum PFL öffentliche Schabbat-Gottesdienste mit dem ehemaligen Landesrabbiner Prof. Dr. Dr. h.c. Leo Trepp. Höhepunkt der Woche war jedoch die Übergabe der neuen Synagoge und des Jüdischen Kulturzentrums in der Leo-Trepp-Straße 17 (damals Wilhelmstraße 17) an die 1992 neugegründete Jüdische Gemeinde zu Oldenburg. Dies, so schrieb Dr. Ekkehard Seeber, der damalige Oldenburger Kulturdezernent, stellte einen Schritt dar, „[der] eine neue Gemeinschaft mit Juden in Oldenburg ermöglichen und [...] lebendig und tragfähig machen würde.“ (Ekkehard Seeber, Synagoge, S. 10) So wurde die Synagoge und das neue Jüdische Kulturzentrum im Rahmen der Eröffnungsfeier der Woche der Brüderlichkeit am 5. März 1995 feierlich an die Jüdische Gemeinde zu Oldenburg übergeben.

Die Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit ehrten zudem den ehemaligen Bundespräsidenten Dr. Richard von Weizsäcker, der auch bei der Übergabe der Synagoge an die Jüdische Gemeinde zu Oldenburg an-

wesend war, mit der Verleihung der Buber-Rosenzweig-Medaille für sein Engagement in Bezug auf die christlich-jüdische Aussöhnung.

Im Jahr 2021 stand die Woche der Brüderlichkeit unter dem Motto „...zu Eurem Gedächtnis: Visual History“ und widmete sich so der Erinnerungskultur in Bezug auf die Shoah. Preisträger der Buber-Rosenzweig-Medaille 2021 ist Christian Stückl.



## Die Gesellschaft ab den 1980er Jahren

„Seit Jahren arbeitet die Gesellschaft nicht nur daran, die Erinnerung an ihre ehemaligen jüdischen Mitbürger lebendig zu halten, sondern sie haben auch Bücher und Artikel geschrieben, Vorträge gehalten [...]“ (Josef de Haas, in: Werner Vahlenkamp, Wiedersehen, S. 96)

Neben einem regen Austausch mit der Jüdischen Gemeinde zu Oldenburg und den engen Kontakten mit aus Oldenburg stammenden Jüdinnen\*Juden auf der ganzen Welt, ist es seither ein Anliegen der Gesellschaft für



34

Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Oldenburg e. V. (Gesellschaft f. CJZ), die Shoah sowie die Geschichte der Oldenburger Jüdinnen\*Juden zu erforschen und aufzuarbeiten. So erschienen zahlreiche Publikationen von Mitgliedern der Gesellschaft f. CJZ, die Einzelschicksale von Oldenburger Jüdinnen\*Juden während des Nationalsozialismus thematisieren, aber auch die Anfänge und frühere Geschichte der Jüdinnen\*Juden in Oldenburg während des 18. und 19. Jahrhunderts sowie der gegenwärtigen Jüdischen Gemeinde zu Oldenburg.

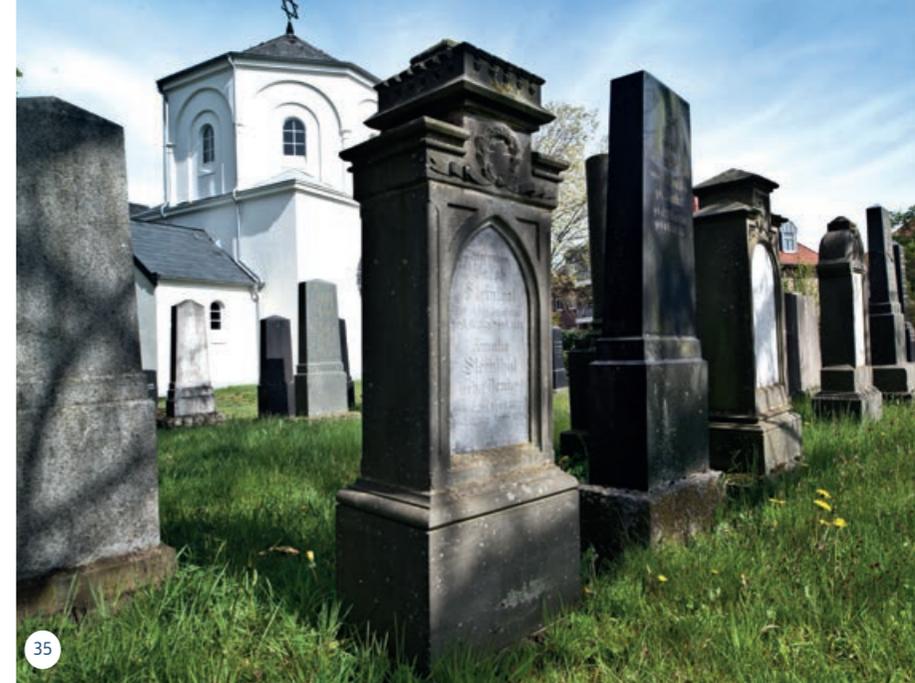
Zur Wiederkehr des Jahrestages der Novemberpogrome vom 9. auf den 10. November 1938, im Zuge derer die Oldenburger Synagoge zerstört und die jüdischen Männer Oldenburgs ins Konzentrationslager Sachsenhausen deportiert wurden, veranstaltete die Gesellschaft f. CJZ Gedenkveranstaltungen in Kooperation mit anderen Oldenburger Institutionen. Im Jahre 1988 organisierte sie mit dem Kulturdezernat der Stadt Oldenburg, dem Stadtmuseum, der Ev. Kirche Oldenburg, dem Niedersächsischen Staatsarchiv, der Deutsch-Israelischen Gesellschaft Oldenburg sowie privaten Historiker\*innen anlässlich der 50. Wiederkehr des Jahrestags der Novemberpogrome 1938 einen ökumenischen Gottesdienst in der Lambertikirche. Im Rahmen dieser Gedenkveranstaltung wurde mit den Beteiligten eine Ausstellung über „Die Geschichte der Oldenburger Juden und ihre

Vernichtung“ im Stadtmuseum Oldenburg eröffnet, die bis zum 11. Dezember 1988 zu sehen war.

Das Erinnern und Aufrechterhalten von Orten jüdischer Geschichte ist einer der zentralen Aufgabenbereiche der Gesellschaft f. CJZ. Die heutige Vorsitzende Elke Heger und ihr verstorbener Ehemann Pastor Erwin Heger widmeten sich ab 1978 der Erkundung des alten Jüdischen Friedhofs in der Dedestraße in Oldenburg. Als Ort der Erinnerung, der sich darüber hinaus direkt neben ihrem Grundstück befand, war er für sie von zentraler Bedeutung.

Nach der Renovierung und Instandsetzung der Trauerhalle durch die Stadt Oldenburg wurde der Friedhof 1998 der neugegründeten Jüdischen Gemeinde zu Oldenburg übergeben. Durch das Angebot von Führungen über den Jüdischen Friedhof in der Dedestraße in Oldenburg von Elke Heger bietet die Gesellschaft f. CJZ gemeinsam mit der Jüdischen Gemeinde zu Oldenburg so einen Ort der Begegnung und des Dialogs.

2020 erhielt Elke Heger für ihr Engagement für den christlich-jüdischen Dialog und ihre Arbeit in der Gesellschaft f. CJZ den Blickwechsellpreis. Dr. Elisabeth Schlesinger, die 1. Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde zu Oldenburg, dankte Elke Heger in ihrer Laudatio bei der Verleihung des Preises am 27. August 2020 im Gemeindehaus der Jüdischen Gemeinde zu Oldenburg:



35

„Seit ihren Anfängen hast Du die 1992 wiedergegründete Jüdische Gemeinde zu Oldenburg zuverlässig, loyal und klug begleitet. [...] Auch in kritischen Situationen stehst Du uns mit Deiner klugen Menschlichkeit zur Seite. Wir können uns auf Deinen Rat verlassen und profitieren von Deinen Kontakten und Deiner Vernetzung in der Stadt Oldenburg.“ (Elisabeth Schlesinger, Laudatio, S. 1f.)

## Unterstützung der Jüdischen Gemeinde zu Oldenburg

In den 1980er Jahren entstand ein reger Austausch zwischen der Jüdischen Gruppe und anderen am Judentum interessierten Menschen, so auch mit der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Oldenburg e. V. (Gesellschaft f. CJZ). Gemeinsam trafen sie sich regelmäßig in verschiedenen Kirchengemeinden oder dem Kulturzentrum PFL, wo sie jüdische Feste feierten, Hebräisch und liturgische Gebete lernten. Durch die Teilnahme an Veranstaltungen und Festen der Jüdischen Gruppe erwuchs eine neue Art des christlich-jüdischen Dialogs in Oldenburg. Zudem bestärkte es die Mitglieder der Jüdischen Gruppe in dem Wunsch nach der Neugründung einer Jüdischen Gemeinde in Oldenburg. Sara-Ruth Schumann, die sich hierfür besonders engagierte, fand – neben dem ehemaligen Landesrabbiner Prof. Dr. Dr. h.c. Leo Trepp und dem damaligen amtierenden Landesrabbiner Dr. h.c. Henry G. Brandt sowie der Stadt Oldenburg – so auch in der Gesellschaft f. CJZ hier besondere Unterstützung.

*„Nachdem Sara-Ruth Schumann an die Spitze der neuen Jüdischen Gemeinde gewählt worden war, [...] interviewte [sie] die Zusammenarbeit mit der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit [...]“ (Dieter Goertz, Vortrag 2020)*

Mit der Übergabe der neuen Synagoge an die neugegründete Jüdische Gemeinde zu Oldenburg 1995 waren christlich-jüdischer Dialog und Zusammenarbeit nunmehr auch in den eigenen Gemeinderäumlichkeiten möglich. Ende der 1990er Jahre war aufgrund wachsender Mitgliederzahlen ein Ausbau der Räumlichkeiten der Jüdischen Gemeinde zu Oldenburg geplant, sodass die Stadt Oldenburg das Nachbargebäude der Synagoge in der Leo-Trepp-Straße 15 (damals Wilhelmstraße 15) als Gemeindehaus zur Verfügung stellte.

Die Gesellschaft f. CJZ ihrerseits unterstützte die Finanzierung der Renovierungsarbeiten für das Gebäude durch den Verkauf des berühmten Gemäldes des jüdischen Malers Felix Nussbaum „Jude am Fenster“ aus dem Jahr 1943 an das Felix-Nussbaum-Haus in Osnabrück. So war es möglich, das neue Gemeindehaus mit Mikwe, dem rituellen Bad, im Jahre 2000 einzuweihen.

Auch im Rahmen von Veranstaltungen ist die Gesellschaft f. CJZ eng mit der Jüdischen Gemeinde zu Oldenburg verknüpft. Sie unterstützt die Leo-Trepp-Lehrhaus-Veranstaltungen der Jüdischen Gemeinde zu Oldenburg in Kooperation mit den Interkulturellen Jüdischen Studien der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg tatkräftig.





# Liturgie im Judentum

## Liturgie im Judentum

Die Liturgie des Judentums ist stark durch teilweise Jahrtausende alte Riten und Traditionen geprägt. Der jährlich wiederkehrende Zyklus der Erinnerungsfeste und Feiertage sowie der jährliche Zyklus der Tora-Lesung (fünf Bücher Mose) am Schabbat wird in sehr ähnlicher Form weltweit in allen Synagogen befolgt und gibt dem jüdischen Jahr eine feste Struktur. Die Gebete in hebräischer oder aramäischer Sprache haben teilweise denselben Wortlaut wie vor mehreren hundert oder tausend Jahren.

Das religiöse Leben richtet sich nach dem jüdischen Kalender, einem Mond-Kalender, der durch ein altes System von Schaltjahren dem Sonnenjahr angepasst wird. Bis heute ist er maßgeblich für die Festlegung der jüdischen Festtage und für religiöse Dokumente. Die Weitergabe der hebräischen Sprache schafft den weltweit verstreut und unter unterschiedlichen kulturellen Einflüssen lebenden Jüdinnen\*Juden einen Rahmen der Beständigkeit, der für das Überleben des Judentums notwendig war und ist. Die Vertrautheit mit der jüdischen Liturgie ermöglicht es gläubigen Jüdinnen\*Juden, an Synagogen-Gottesdiensten überall auf der Welt teilnehmen zu können.

Der wöchentliche jüdische Ruhetag ist der Schabbat, der am Freitagabend beginnt und bis zum Samstagabend gehalten wird. Am Freitagabend werden die in der Mitte des Tisches befindlichen Schabbatkerzen entzündet und folgender Segen gesprochen: „Gelobt seist du, Ewiger, unser Gott, König der Welt, der du uns geheiligt durch deine Gebote und uns befohlen, das Schabbatlicht anzuzünden“. Damit hat der Schabbat begonnen und die werktägliche Arbeit ruht. Am Samstagmorgen versammelt sich die Gemeinde zum Gottesdienst in der Synagoge und zum Gemeindegebet. Das „Schma Jisrael“, das Bekenntnis zum einzigen Gott und zur Einhaltung seiner Gebote, ist eines der wichtigsten Gebete. Als bedeutendster Teil des Samstagmorgen-Gottesdienstes gilt die öffentliche Lesung des jeweiligen Wochenabschnittes aus der Tora.

Dafür erhalten am Schabbat nacheinander sieben Beter die Ehre, „zur Tora aufgerufen“ zu werden. Sie rezitieren vor und nach der Tora-Lesung die jeweils vorgeschriebenen Lobsprüche. Das Verlesen des wöchentlichen Abschnittes aus der Tora übernimmt der Baal Kore, der Vorleser, oder die Baalat Kore, die Vorleserin. Dabei wird für alle Anwesenden sichtbar der Jad, ein Zeigestab, über die entsprechenden Zeilen in der Tora geführt. Voraussetzung für diese Aufgabe sind

besonders gute Kenntnisse des Heiligen Textes und ein musikalisches Gedächtnis, denn der Text der Tora kennt weder Vokale noch Satzzeichen und wird in exakt vorgegebenem Sprechgesang rezitiert.

Voraussetzung für die Durchführung eines jüdischen Gottesdienstes ist der sogenannte „Minjan“, eine Mindestanzahl von zehn religionsmündigen jüdischen Männern – in egalitär geführten Gemeinden wie der Jüdischen Gemeinde zu Oldenburg werden auch die Frauen zum Minjan gezählt. Vorbeten und den Gottesdienst leiten können nicht nur die Rabbiner\*innen, sondern auch ausgebildete Laien können dies übernehmen.

Die Rolle der Rabbiner\*innen ist vielfältig. Sie üben in erster Linie eine Lehrfunktion aus und sind Ansprechpartner\*innen für ihre Gemeindeglieder in Bezug auf allgemeine religiöse Fragen. Sie überwachen die Durchführung der Gottesdienste und fällen religiöse Entscheidungen für ihre Gemeinde. Durch ihr tiefes rabbinisches und talmudisches Wissen helfen sie, die Texte der hebräischen Bibel, des sogenannten „Alten Testaments“ zu interpretieren und in einen Bezug zur Gegenwart zu stellen. Darüber hinaus erfüllen sie seelsorgerliche Aufgaben und nehmen Repräsentationspflichten der Öffentlichkeit gegenüber wahr.



## Jüdische Feiertage und ihre Bedeutung

### Rosch ha-Schana

Im Monat Tischri (September/Oktober) beginnt der jüdische Jahreszyklus mit dem zweitägigen Neujahrsfest Rosch ha-Schana. Gläubige Jüdinnen\*Juden erkennen Gott als Schöpfer und Richter an und gedenken des Bundes zwischen ihm und Israel. Die Gebete werden in einer spezifischen Feiertagsmelodie vorgetragen. Das Blasen des Schofar, eines Instruments aus dem Horn eines Widders, rüttelt die Beter\*innen auf. Durch symbolische Speisen, wie einen in Honig getauchten Apfel beispielsweise, bringt man die Hoffnung auf ein süßes und gesegnetes Jahr zum Ausdruck.

Es folgt eine zehntägige Zeitperiode bis zum Jom Kippur, dem Versöhnungstag. Dies ist eine Zeit, in der man innere Bilanz zieht, eine Kurskorrektur in seinem Leben einleiten kann und Konflikte mit den Mitmenschen bereinigen sollte. Der verstorbenen Vorfahren wird mit einem Gang zum Friedhof und Gebeten an den Gräbern gedacht.

### Jom Kippur

Der Versöhnungstag Jom Kippur ist der heiligste Feiertag im Judentum. Er beschließt die „Jamim noraim“, die zehn Ehrfurcht gebietenden Tage. Ein mehr als 24-stün-

diges Fasten unterstützt und begleitet die für diesen Tag traditionellen Gebete, in denen um Vergebung der Sünden gebetet wird. Ein gemeinsames Glaubensbekenntnis in der Synagoge und das Blasen des Schofar beschließen den Feiertag.

### Sukkot

Das siebentägige Laubhüttenfest findet ebenfalls im Monat Tischri, fünf Tage nach Jom Kippur statt. Dieses fröhliche Fest hat mehrere Aspekte: Es erinnert an die gefährliche Zeit der Wüstenwanderung der Israelit\*innen auf ihrem Weg aus ägyptischer Sklaverei in ein freies, verantwortliches und selbstbestimmtes Leben im von Gott versprochenen Land. Die Sukkah, eine provisorische und fragile Hütte aus Naturmaterialien, wird zur Erinnerung an die entbehrungsreiche Wüstenwanderung gebaut und oft von den Kindern geschmückt. Sie soll während der sieben Tage des Laubhüttenfestes möglichst bewohnt werden. Gleichzeitig ist das Laubhüttenfest auch eine Art Erntedankfest. Als Zeichen der Dankbarkeit für die Gaben Gottes wird ein Lulaw, ein „Strauß der vier Arten“ aus Dattelpalme, Myrthe, Bachweide und duftendem Etrog gebunden und begleitet von Lobsprüchen in die vier Himmelsrichtungen rituell geschüttelt.

### Simchat Tora

Unmittelbar im Anschluss an das Laubhüttenfest wird das Tora-Freudenfest Simchat Tora gefeiert. Mit diesem Freudenfest wird der jährliche Lesezyklus der Tora, der fünf Bücher Mose, beendet und sofort wieder neu begonnen, denn es soll keine Unterbrechung entstehen. Simchat Tora ist ein fröhliches Fest, an dem die Beter\*innen in der Synagoge mit den Torarollen tanzen, singen und festliche Umzüge durchführen.

### Chanukka

Chanukka, das jüdische Lichterfest, begründet sich nicht auf biblische Gebote, sondern auf historische Ereignisse. Im Jahr 165 v. Chr. setzten sich die Jüdinnen\*Juden gegen die Unterdrückung durch hellenistische Seleukiden und das Verbot, ihre Religion auszuüben, zur Wehr. Im sogenannten Makkabäeraufstand wurden die Seleukiden besiegt, der von den hellenistischen Herrschern geschändete Tempel zurückerobert, gereinigt und wieder für jüdischen Gottesdienst eingeweiht. Der Überlieferung nach hätte das wenige noch vorhandene Olivenöl lediglich dafür ausgereicht, den siebenarmigen Leuchter im Tempel noch für einen Tag lang brennen zu lassen. Auf wundersame Weise habe es jedoch für acht Tage ausgereicht, genau die Zeit, die es benötigte, um neues koscheres Öl herzustellen. Im Gedenken an dieses Wunder zünden Jüdinnen\*Juden acht Tage lang jeden Abend ein Licht mehr auf den Chanukka-Leuchtern an. Von Segenssprüchen und Gebeten begleitet, werden die Kerzen von

links nach rechts angezündet. Die Kinder spielen traditionelle Spiele und erhalten Geschenke und es ist Brauch, in Öl gegarte Speisen zu verzehren.

### Purim

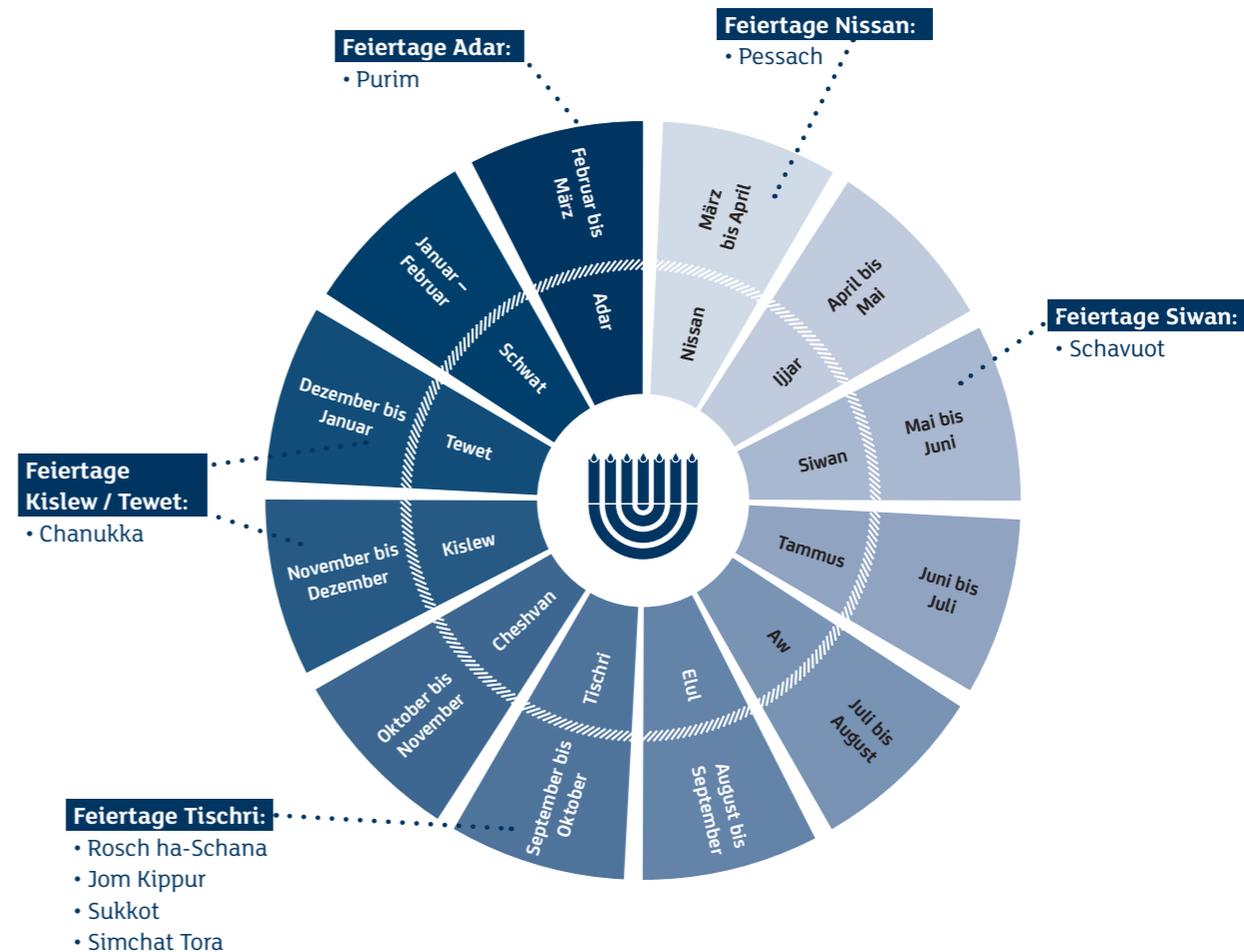
Das im Monat Adar (Februar/März) gefeierte Purim ist ein Freudenfest, mit dem an die Rettung des jüdischen Volkes in der persischen Diaspora im fünften Jahrhundert v. Chr. erinnert wird. Purim lässt sich von dem Wort „pur“ ableiten, das übersetzt „Los“ bedeutet. Großwesir Haman, Minister des Königs Achaschwerosch von Persien, ließ Lose ziehen, um den Tag der Ermordung aller Jüdinnen\*Juden im Reich zu bestimmen – den 14. Adar. Königin Esther, die ihre jüdische Abstammung zunächst vor ihrem Ehemann verschwiegen hatte, gibt sich zu erkennen und bittet bei König Achaschwerosch um Gnade für ihr Volk. An Purim lebt die Geschichte um die Errettung der persischen Jüdinnen\*Juden wieder auf. In der Synagoge wird die Esther-Rolle verlesen und jedes Mal, wenn der Name „Haman“ fällt, machen die Kinder mit Rasseln und Trampeln Lärm. Purim ist ein fröhliches Fest des Überlebens. Es wird mit traditionellem Gebäck, den „Hamanohren“, mit viel Wein, Kostümierungen und Spielen gefeiert. Man beschenkt sich gegenseitig mit Speisen und gibt Spenden an Bedürftige.

## Pessach

Das im Monat Nissan (März/April) gefeierte Fest Pessach ist eines der wichtigsten Feste im jüdischen Kalender und wird auch das siebentägige „Fest der ungesäuerten Brote“ genannt. Es soll an die Befreiung der Israelit\*innen aus ägyptischer Sklaverei, an ihren überstürzten Aufbruch und die Flucht durch das Schilfmeer in die Wüste erinnern. Am „Sederabend“, dem Vorabend des siebentägigen Festes, wird während einer rituellen Mahlzeit mit symbolischen Speisen die Geschichte vom Auszug aus Ägypten aus der „Haggada“ vorgelesen. Nach biblischer Überlieferung fand dieser in einer solchen Eile statt, dass der mitgeführte Teig keine Zeit hatte zu säuern und in dünnen Fladen gebacken verzehrt werden musste. Im Gedenken an die Eile, mit der die Israelit\*innen Ägypten verlassen mussten, wird zumindest am Sederabend Matzen, dünnes Brot aus Mehl und Wasser, gegessen. Während der sieben Tage des Pessachfestes wird auf „Gesäuertes“, Getränke und Speisen, die einen gewissen Gärungsprozess durchgemacht haben wie beispielsweise Brot, Kuchen, Nudeln oder Bier verzichtet. Die jüdischen Häuser werden vor dem Pessachfest von allem Gesäuerten gereinigt.

## Schavuo

Sieben Wochen nach Pessach, im Monat Siwan (Mai/Juni) wird Schavuo, das „Wochenfest“, gefeiert. Ein Aspekt des Festes ist Erntedank, da es das Ende der Gerstenernte und den Beginn der Weizenernte in Israel markiert. Schavuo wurde auch das „Fest der Erstlinge“ genannt und im Jerusalemer Tempel wurden zwei aus dem Mehl der neuen Ernte gebackene Weizenbrote als Opfer dargebracht. Heute werden die Synagogen zu Schavuo mit frischem Grün und mit Blumen geschmückt. Nach biblischer Überlieferung hatte das aus Ägypten geflohene Volk der Israelit\*innen sieben Wochen nach seinem Exodus in der Wüste am Berg Sinai ein gemeinschaftliches göttliches Offenbarungserlebnis. Das Volk erhielt das „Zehnwort“, die sogenannten zehn Gebote, und es kam zum Bundschluss mit Gott. Die Anerkennung dieser Gebote durch die Israelit\*innen begründet den Bund zwischen Gott und dem Volk, das erwählt wurde, um die göttlichen Gebote zu befolgen und in die Welt zu tragen. Mittelpunkt des Synagogen-Gottesdienstes an Schavuo ist daher das feierliche Verlesen des Zehnwortes, bei dem die gesamte Gemeinde sich erhebt. Traditionell wird in der Nacht zuvor eine Lernnacht abgehalten.





**Die Rabbiner der  
jüdischen Gemeinde  
zu Oldenburg**

## Rabbiner Dr. Nathan Marcus Adler

geb. 1803 in Hannover, gest. 1890 in Brighton, England

Rabbiner in Oldenburg von 1828 bis 1830

Die landesherrliche Verordnung des Herzogs Peter Friedrich Ludwig vom 14. August 1827 gab erstmals das Amt eines Landesrabbiners vor, der seinen Sitz in Oldenburg nehmen und Rabbiner an der Oldenburger Synagoge sein sollte. Gesucht wurde ein Mann, der die jüdische Gemeinde erneuerte, sie einte und im religiösen Diskurs befriedete.

In der Verordnung heißt es: *„Damit die Religions-Verfassung und die Unterrichts-Anstalten der Juden durch oberliche Aufsicht kontrollirt werden können, soll auf die Anstellung eines Land-Rabbiners Bedacht genommen werden, welcher nach beygebrachten genügenden Zeugnissen über seine Kenntnisse, wissenschaftliche Bildung und Unbescholtenheit, und nach vorgängiger Prüfung, Landesherrlich bestätigt, und auf die Beobachtung dieser Verordnung, so weit ihn solche angeht, eidlich verpflichtet wird.“* (Enno Meyer, Oldenburger Landesrabbinat, S. 45)

Die Wahl fiel auf den mit 25 Jahren recht jungen Rabbiner Nathan Marcus Adler, der die bedeutende Rabbinerschule des Abraham Bing in Würzburg absolvierte und dort als 19-jähriger das Rabbinatsdiplom erwarb. Rabbiner Adler studierte Theologie und Philosophie an der Würzburger Univer-

sität und promovierte 1828 als erster angehender deutscher Rabbiner zum Dr. phil. Im November desselben Jahres wurde Adler nach eingehender Prüfung zum Oldenburgischen Rabbiner ernannt.

Hier sollte er die verordneten Reformen für die im Lande lebenden Jüdinnen\*Juden umsetzen: In Predigten, Choralgesängen und Schulunterricht sollte die deutsche Sprache eingeführt werden, um das von der Regierung bevorzugte Reformjudentum zu unterstützen. In Streitfällen der Judengemeinde hatte er als Rabbiner zu schlichten und zu entscheiden und die Landesregierung in allgemeinen jüdischen Angelegenheiten zu beraten. Dazu verfasste er die 1829 von der Regierung an die jüdischen Gemeinden ausgegebene „Allgemeine Anordnung für die jüdischen Synagogen im Herzogthum Oldenburg und Erbherrschaft Jever“ sowie die „Bestimmungen wegen des jüdischen Schulwesens im Herzogthum Oldenburg und Erbherrschaft Jever“ von 1830.

In einem von der Gemeinde gemieteten Haus in der Mühlenstraße 5 weihte Rabbiner Adler 1829 die erste Oldenburger Synagoge ein. Bis dahin fanden die jüdischen Gottes-

dienste in einem der jüdischen Wohnhäuser oder in einem gemieteten Raum statt. Drei Jahre später kaufte die jüdische Gemeinde das Haus, in dem der Betsaal, ein Unterrichtsraum und die Wohnung des Rabbiners untergebracht waren. Ziel von Rabbiner Adler war es, im Rahmen der landesherrlichen Verordnung die größtmögliche Gleichberechtigung der Jüdinnen\*Juden als Individuen und als Religionsgemeinschaft zu etablieren. Sein Vorgehen in Bezug auf die Reformen gilt als mutig und überaus geschickt. Mit Umsicht und Bestimmtheit übernahm er die Modernisierung seiner Gemeinden, *„ohne den Geist und die Praxis der orthodoxen Tradition zu stören.“* (Leo Trepp, Oldenburger Judenschaft, S. 106)

Bereits 1830 schied er aus dem Amt in Oldenburg aus und trat die Nachfolge seines Vaters als Landesrabbiner in Hannover an. Im Jahr 1844 wurde er Chief Rabbi Britanniens und 1845 gründete er das Jews College, an dem er verantwortlich war für die Vereinigung aller Londoner Synagogen zur United Synagogue.

In seiner Abschiedsrede im August 1830 in der Synagoge zu Oldenburg sagt er: *„Ich selbst fühle, wie schmerzlich es ist, einen Ort der Wirksamkeit zu verlassen, wo man den Boden, den man zu befruchten hat, erst kaum kennen gelernt; die Wege die zum Herzen dringen, erst kaum erforscht; Liebe und Vertrauen der Seinigen erst kaum erworben hat.“* (Leo Trepp, Oldenburger Judenschaft, S. 114)



## Rabbiner Samson Raphael Hirsch

geb. 1808 in Hamburg, gest. 1888 in Frankfurt

Rabbiner in Oldenburg von 1830 bis 1841

In der Nachbesetzung des Rabbinats Nathan Marcus Adlers legte die Regierung Wert auf Nachforschungen über den neuen Bewerber. Im Schreiben des Oldenburgischen Consulates vom 5. Juli 1830 heißt es: *„Auf das Rescript der Großherzoglichen Regierung vom 14. dieses, hat Unterzeichneter die Ehre zu erwidern, daß alle, von verschiedenen Personen ein-gezogenen Erkundigungen für den fraglichen Samson Raphael Hirsch günstig lauten: derselbe ist aus einer rechtlichen Familie, die streng dem alten System anhängt, doch gibt man ihm ein-stimmig hinsichtlich seiner Moralität, seines Charakters, seines Fleißes und seiner Kenntnisse das beste Zeugnis, und erwartet, da er in Bonn zu den Studien zugelassen worden, daß er die dort herrschenden gelinderten Ansichten mit den orthodoxen, worin er hier erzogen, zu vereinen wissen wird, und Juden von beiden Systemen legen eine warme, wohlwollende Teilnahme für den jungen Mann an den Tag.“* (Leo Trepp, Oldenburger Judentum, S. 122)

Samson Raphael Hirsch selbst betonte, die innere Berufung Rabbiner zu werden, verdanke er dem starken Einfluss der religiösen Erziehung seines Elternhauses. Darüber hinaus prägte auch sein Privatlehrer Rabbiner Isaac Jacob Bernays,

der Vorreiter einer modernen jüdischen Orthodoxie, seinen Glauben. Dieser bestärkte ihn in der Auffassung, dass sich jüdisches Wissen und allgemeine Bildung miteinander verbinden müssen.

Während seines Studiums an der Universität Bonn im Jahr 1829 lernte er seinen Jugendfreund Abraham Geiger kennen, den bedeutenden Vordenker des Reformjudentums. Eine Freundschaft, die endete, als sich beide für entgegengesetzte Ausrichtungen des deutschen Judentums entschieden und vor allem nachdem Geiger das Hauptwerk von Hirsch, die „Neunzehn Briefe über das Judentum“ – wenn auch respektvoll – kritisiert hatte.

Seine 1836 unter dem Pseudonym Ben Usiel veröffentlichten „Neunzehn Briefe über das Judentum“ sind eine Aufforderung, die Tora als Jüdin\*Jude zu lesen, im Sinne einer praktischen Unterweisung und Zurechtweisung Gottes. Rabbiner Hirsch wollte ein sich selbst begreifendes Judentum dazu befähigen, Bildung jeglichen Inhaltes auf Grundlage der Tora zu erlangen. Mit dem Begriff „Jissroel-Mensch“ bezeichnete er den aufgeklärten und die Gebote

befolgenden jüdischen Menschen und gab dieser Idee in seiner Publikation „Choreb, oder Versuche über Jissroels Pflichten in der Zerstreuung“ von 1837 Gestalt. Die hier von ihm beschriebene Synthese aus Toratreue, Glaubenspraxis und zeitgemäßer weltlicher Bildung war für ihn die Grundlage zur Neubelebung des orthodoxen Judentums.

Oldenburgs Herzog Peter Friedrich Ludwig hatte einen Nachfolger für Rabbiner Adler gewollt, dem es ein wichtiges Anliegen war, die Jüdinnen\*Juden den Christ\*innen anzugleichen. Ein Anliegen, das viele jüdische Gemeindeglieder in Oldenburg durchaus teilten, dem sich der neue Rabbiner Hirsch jedoch entschieden verweigerte. Daher blieb das Verhältnis zu seiner Oldenburger Gemeinde während seiner elfjährigen Amtszeit eher distanziert und der Wechsel in die Stellung des Rabbiners der jüdischen Gemeinde in Aurich und des zweiten Landesrabbiners im Landesrabbinat in Emden 1841 kam ihm zuletzt sicherlich entgegen.

Nach dem Landesrabbinat in Emden wurde Hirsch Oberrabbiner von Österreichisch-Schlesien und Mähren und lebte von 1847 bis 1851 in Nikolsburg. Danach folgte er dem Ruf als Rabbiner der orthodoxen Israelitischen Religionsgemeinschaft nach Frankfurt am Main, für die er 37 Jahre lang bis zu seinem Tode 1888 tätig war.

## Rabbiner Bernhard Wechsler

geb. 1807 in Schwabach, gest. 1874 in Oldenburg

Rabbiner in Oldenburg von 1841 bis 1874

Obwohl sich Rabbiner Adler und Rabbiner Hirsch nachdrücklich für einen anderen Nachfolger aussprachen, entschied sich die Regierung für den seit 1837 im oldenburgischen Birkenfeld amtierenden und als liberal geltenden Rabbiner Bernhard Wechsler, denn „er sei im oldenburgischen Dienste, verstehe daher die Landesgesetze und Gepflogenheiten, außerdem sei er ein friedfertiger Mann und käme mit den Orthodoxen aus.“ (Leo Trepp, Oldenburger Judenschaft, S. 209)

Bernhard Wechsler absolvierte zunächst die Talmud-Schule in Fürth, bevor er 1834 von dem Wegbereiter des Reformjudentums Rabbiner Abraham Geiger, dem liberalen und auf Aussöhnung mit den Orthodoxen bedachten Rabbiner Hirsch Aub sowie dem streng orthodoxen und dennoch neuzeitlich gesinnten Rabbiner Dr. Löwy ordiniert wurde. Anders als sein Vorgänger Rabbiner Hirsch verband Wechsler mit Abraham Geiger eine lebenslange Freundschaft. Sein Mentor Hirsch Aub wurde später sein Schwager, als er dessen Schwester Adelheid heiratete.

Die Aufgabe eines Rabbiners bestand für Wechsler darin, die Mitglieder seiner Gemeinde mit Argumenten zu überzeugen – auch die orthodoxen. Anlässlich der Jubiläumsfeierlichkeiten zu seiner 25-jährigen Amtszeit als Landesrabbiner im Jahr 1862 sagte er „[. . .] ich bin kein Prophet und kein Sohn eines Propheten (Amos 7,14), ich bin nur ein schwaches Erdenkind und kann irren, und habe, wie ich gerne gestehe, im Laufe der Jahre manchen Irrtum ablegen müssen. Ich kann daher nicht verlangen, und verlange auch nicht, daß Jeder meiner Überzeugung unbedingt folge, sondern nur, daß er sie überlege und das Beste behalte. Eines nur bitte ich Euch, verlange Niemand, daß ich meine Meinung, meine Überzeugung [. . .] verschweige oder verhülle, weil's nach irgend einer Seite hin verstoßen, mißfallen könnte. Das verlangt nicht, das habe ich bis jetzt nicht gekonnt, das werde ich auch in Zukunft nicht vermögen.“ (Wechsler, Oldenburgica Varia Ge IX, B 485)

In der Amtszeit von Rabbiner Wechsler wurden wichtige gesetzliche Grundlagen für die Emanzipation der Jüdinnen\*Juden und ihrer Organisationen im Großherzogtum Oldenburg gelegt und umgesetzt. So wurde in der Landesherrlichen Verordnung vom 4. Februar 1848 die Besteuerung der jüdischen Gemeindeglieder zur Rabbinatskasse geregelt. Von nun an war die Finanzierung des Rabbinats gesichert und – im Gegensatz zu seinen Vorgängern – erhielt Rabbiner Wechsler großzügige Zuschüsse der Regierung, um jüdische Gemeinden zu unterstützen, den Bau von Synagogen voranzutreiben oder das Rabbinat finanziell besser auszustatten.

Seit 1847 setzte sich Rabbiner Wechsler bei der Regierung für die Gleichberechtigung der jüdischen Untertanen seiner Gemeinde ein – bis letztlich die Paulskirchenverfassung von 1849 allen Jüdinnen\*Juden im Land die völlige Gleichberechtigung zusicherte.

Höhepunkt seiner Amtszeit war die Grundsteinlegung für den Bau der neuen Oldenburger Synagoge in der Peterstraße am 2. Mai 1854. „Heute fand hier die Einweihung der Synagoge unter allgemeiner Teilnahme statt. Ihre königlichen Hoheiten der Großherzog und die Großherzogin beehrten die Feier mit Ihrer Gegenwart . . . Herr Landrabbiner Wechsler hielt eine sehr gediegene Festpredigt.“ (Allgemeine Zeitung des Judentums, 17. September 1855)

Rabbiner Wechsler betreute neun Gemeinden des Oldenburgischen Landesrabbinats, als er am 20. November 1874 verstarb. „Mit ihm verschied der dritte große Wegbereiter, durch deren Wirken Oldenburg in den Mittelpunkt jüdischer Theologie rückte.“ (Leo Trepp, Oldenburger Judenschaft, S. 265)

## Rabbiner Dr. David Mannheimer

geb. 1863 in König, gest. 1919 in Bad Kissingen

Rabbiner in Oldenburg von 1891 bis 1919

Nachdem das Großherzogtum Oldenburg seinen Landesrabbiner Dr. Jacob Glück nach fünfjähriger Tätigkeit aufgrund schwerer persönlicher Verfehlungen im Jahr 1890 entlassen musste, wurde der 27-jährige David Mannheimer zum neuen Landesrabbiner gewählt.

Aufgewachsen in einer relativ starken jüdischen Gemeinde in seinem Geburtsort König, studierte Mannheimer von 1884 bis 1885 zunächst an der Breuer-Jeschiwa im ungarischen Pápa und danach bis 1886 in Wien. Bis 1888 absolvierte er ein Philosophiestudium in Berlin und besuchte gleichzeitig das dortige Rabbinerseminar, das er 1889 abschloss. In diesen Jahren lehrte er bereits an der Religionsschule in der Berliner Gemeinde Adass Jisroel und war von 1889 bis 1891 Rabbiner in Lauenburg in Pommern.

Seine streng orthodoxe Glaubensausrichtung brachte Rabbiner Mannheimer oft in konfliktreiche Auseinandersetzungen mit den selbstbewussten und liberal gesinnten Angehörigen seiner jüdischen Gemeinden. Als sich in Oldenburg der Streit mit einigen angesehenen Bürger\*in-

nen zuzuspitzen drohte, dachte er sogar daran, den Sitz des Landesrabbinats von Oldenburg in die strenggläubige jüdische Gemeinde nach Jever zu verlegen. Doch die Großherzogliche Landesregierung machte deutlich, dass das Landesrabbinat in der Hauptstadt des Großherzogtums verbleiben sollte.

Die Mitglieder der Oldenburger Gemeinde empfanden das von Rabbiner Mannheimer praktizierte Judentum als zu veraltet. Auch war ihre Bindung zum Judentum ohnehin schwach und da ihre Zugehörigkeit zur jüdischen Gemeinde darüber hinaus mit hohen finanziellen Ausgaben verbunden war, kam es vermehrt zu Austritten. Rabbiner Mannheimer war nicht in der Lage, diplomatisch in diese kritische Situation innerhalb seiner Gemeinde einzugreifen und den endgültigen Verlust von Jüdinnen\*Juden für die Gemeinschaft zu verhindern.

Auf die politischen Verhältnisse seiner Zeit reagierte Rabbiner Mannheimer unter anderem mit der Veröffentlichung von literarischen Texten. 1898 veröffentlichte er das Schauspiel „Thomas Keller“, in dem er die Themen Frei-

heit und Gleichheit in der Welt ultra-konservativer adliger Gutsbesitzer sowie deren antisemitische Bestrebungen aufgreift. Den tragischen Verlust eines seiner Söhne, der zu Beginn des Ersten Weltkrieges, im September 1914, fiel, verarbeitete er in Gedichten. Sie wurden 1916 unter dem Titel „Gedichte und Lieder für die Soldaten- und Verwundetenabende zu Oldenburg“ veröffentlicht.

Als Rabbiner Mannheimer um religiösen Beistand für die Insassen jüdischen Glaubens in einem Kriegsgefangenlager bei Cloppenburg ersucht wurde, zögerte er zunächst. Zu groß waren seine Bedenken, für diese teilweise aus Russland stammenden Soldaten einen Gottesdienst auszurichten. Einerseits waren sie Glaubensgenossen, andererseits Feinde des Landes. Letztlich entschied er sich für den religiösen Beistand durch die Predigt.

David Mannheimer stirbt unerwartet im Alter von 55 Jahren nach einer verschleppten Blinddarmentzündung. Am 25. August 1919 wurde er auf dem jüdischen Friedhof in Oldenburg bestattet und in einem Nachruf gewürdigt als Mensch „*von ausgezeichneten Gaben und hoher Geistesbildung, der, trotz überzeugungstreuem Festhalten am strenggläubigen Judentum, seine Kraft unermüdlich in den Dienst aller geistigen, kulturellen und sozialen Bestrebungen stellte.*“ (Nachrichten für Stadt und Land vom 26. August 1919)



## Rabbiner Dr. Philipp de Haas

geb. 1884 in Pymont, gest. 1935 in Oldenburg

Landesrabbiner in Oldenburg von 1920 bis 1935

Nach dem plötzlichen Tod von Rabbiner Dr. David Mannheimer im Jahr 1919 wurde Dr. Philipp de Haas 1920 zum Landesrabbiner von Oldenburg gewählt. Er hatte am 16. Januar 1910 die Rabbinatsprüfung am Jüdisch-Theologischen Seminar in Breslau mit Lob bestanden und zunächst in Posen das Amt des zweiten Rabbiners, danach in Kattowitz die Stelle als Rabbiner inne. Zwischen 1902 und 1906 studierte er zudem an der Universität Breslau und der Universität Straßburg, wo er auch promovierte. Als Kattowitz und die Region Oberschlesien nach den Auflagen des Versailler Vertrags polnisch wurden, bewarb sich de Haas in Oldenburg, um weiterhin in Deutschland tätig zu sein.

Von Beginn seiner Amtszeit in Oldenburg an bemühte er sich, alle seine anvertrauten Gemeinden zu besuchen, sodass *„man ihm zur Antrittspredigt [am 7. November 1920] schon als Freund begegnete.“* (Leo Trepp, Oldenburger Judenschaft, S. 302). Die Nöte der jüdischen Gemeinde in Oldenburg waren in den 1920er Jahren unterschiedlicher Natur: Zum einen wurde der Antisemitismus immer stärker, sodass Jüdinnen\*Juden allmählich aus dem gesellschaftlichen Leben gedrängt wurden und Anfeindungen erlebten. So war es wichtiger

denn je, innerhalb der jüdischen Gemeinschaft gesellschaftlichen Anschluss zu finden. Zum anderen wurden die finanziellen Schwierigkeiten der Gemeinde durch die aufkommende Inflation immer schwerwiegender. De Haas verringerte daraufhin sein eigenes Gehalt als Rabbiner, um der Gemeinde aus finanziellen Nöten zu helfen und sie zu erhalten.

Ihm ist es auch zu verdanken, dass die Oldenburger Landesgemeinde 1927 eine neue Verfassung erhielt. Mit Unterstützung des damaligen Ministerpräsidenten des Freistaates Oldenburg Eugen von Finkh verfasste de Haas die Neuerungen. Er orientierte sich unter anderem an der 1920 erneuerten Verfassung der evangelischen Landeskirche. Dies hatte zur Folge, dass die Landes- und Synagogengemeinden zu Körperschaften des öffentlichen Rechts wurden und somit unter staatlicher Schirmherrschaft standen.

Paragraph 3 der Gemeindeordnung besagte, dass es der Landesgemeinde möglich war, *„sich mit anderen jüdischen Religionsgesellschaften innerhalb des deutschen Reiches zur Erfüllung gemeinsamer Aufgaben zusammenzuschließen.“* (Dieter Goertz, Juden, S. 43) Dieser Paragraph ermöglichte es, dass sich die

Oldenburger Landesgemeinde dem preußischen Landesverband jüdischer Gemeinden anschloss. Für de Haas hatte dieser Zusammenschluss vor allem finanzielle Gründe. Durch die Folgen der Inflation war die Landesgemeinde nicht mehr in der Lage, sich zu finanzieren. Selbst die Budget- und eigenen Gehaltskürzungen halfen de Haas und seinen Gemeinden nicht mehr. Durch den Anschluss an den Landesverband konnte die Landesgemeinde finanziert und erhalten werden.

Auch den Fortbestand des Landesrabbinats sicherte dieser Zusammenschluss. Trotz der nationalsozialistischen Regierung war es dem jüdischen Landesgemeinderat so weiterhin möglich, einen Landesrabbiner zu wählen und zu finanzieren. Durch seine Weitsicht und den Zusammenschluss mit dem preußischen Landesverband sicherte de Haas so unwissentlich seine Nachfolge. Den immer stärker werdenden Antisemitismus und den Boykott am 1. April 1933 durchlebte de Haas gemeinsam mit seiner Landesgemeinde. Die Nürnberger Gesetze und die spätere Zuspitzung des Antisemitismus sollte er allerdings nicht mehr erleben. Am 16. April 1935, einen Tag vor dem Vorabend vor Pessach, starb de Haas überraschend unter Anästhesie bei einer vermeintlich harmlosen Operation. Seine Frau Anny, geborene Markhof, und seine drei Kinder, Joseph, Suzanne und Miriam, die spätere Frau seines Nachfolgers, Prof. Dr. Dr. h.c. Leo Trepp, überlebten die Shoah durch Emigration nach Rhodesien und in die USA.



## Rabbiner Prof. Dr. Dr. h.c. Leo Trepp

geb. 1913 in Mainz, gest. 2010 in San Francisco, USA

Landesrabbiner in Oldenburg von 1936 bis 1938

Der erst 23-jährige Dr. Leo Trepp übernahm 1936 das Amt des Oldenburgischen Landesrabbiners direkt nach seiner Ordination zum Rabbiner am orthodoxen Rabbinerseminar in Berlin. Vor seinem Amtsantritt studierte Trepp unter anderem Philosophie an der Universität Frankfurt, der Universität Berlin und der Universität Würzburg, wo er auch promovierte und im Jahre 1935 – als letzter jüdischer Student – den Doktorgrad erhielt.

In Oldenburg sah er sich mit den Herausforderungen durch den Nationalsozialismus konfrontiert: Schon vor 1933 waren hier vermehrt rechte Parteien gewählt worden und der Antisemitismus in der Stadt wuchs. So kümmerte er sich nicht nur um die Mitglieder der insgesamt 15 Gemeinden, die ihm anvertraut waren. Er nahm sich auch der jüdischen Bürger\*innen an, die sich zwar vom Judentum abgewandt hatten, aber dennoch unter der Diskriminierung durch die Nationalsozialist\*innen zu leiden hatten. Trost zu spenden, emotionaler Halt für die Gemeinschaft zu sein und Seelsorge waren in den Jahren 1936 bis 1938 seine Hauptaufgaben.

Schon vor dem öffentlichen Erlass strebte Trepp die Gründung einer jüdischen Bezirksvolksschule an, damit die jüdischen Kinder und Jugendlichen „wieder frei atmen können.“ (Gunda Trepp, Rabbiner, S. 165) 1938 wurde die Schule in der Peterstraße eingerichtet und bis zu ihrer Schließung im April 1940 betrieben. Gemeinsam mit seiner Gemeinde durchlebte Trepp die Novemberpogrome 1938 und wurde mit 42 weiteren jüdischen Männern am 10. November in das Konzentrationslager Sachsenhausen deportiert. Selbst in Haft bemühte sich Trepp, seinen Gemeindegliedern ein Rabbiner zu sein und ließ sie seine eigene Verzweiflung nicht spüren. Mitte Dezember 1938 verließ er Deutschland nach seiner Haftentlassung gemeinsam mit seiner Frau Miriam, Tochter seines Vorgängers, und emigrierte mithilfe des Chief-Rabbiners von Großbritannien zunächst nach England und dann in die USA. Dort erhielt er 1951 den Ruf an das Napa College in Kalifornien, wo er bis zu seiner Emeritierung 1983 als Professor für Philosophie und Geisteswissenschaften tätig war.

Trepp entwickelte die Überzeugung, das Judentum müsse sich mit seiner Lebensumwelt auseinandersetzen. So beschäftigte er sich einschlägig mit der jüdischen Diaspora und der damit einhergehenden jüdischen Identität innerhalb einer nichtjüdischen Gesellschaft, ihren Herausforderungen und Chancen. Trepp machte es sich daher zur Aufgabe, nichtjüdischen wie jüdischen Menschen Wissen über das Judentum zu vermitteln: für Jüdinnen\*Juden mit dem Ziel, sich ihrer jüdischen Kultur bewusst zu werden. Und gleichzeitig, um Nichtjüdinnen\*Juden die Vielfalt des Judentums näher zu bringen, um Vorurteile und Antisemitismus abzubauen. So setzte er sich für einen interreligiösen Dialog und für die Einführung des Studienfaches „Jüdische Studien“ an deutschen Universitäten ein.

Trepp vertrat die Ansicht, das Judentum müsse sich in Bezug auf seine Umwelt immer wieder erneuern, um für alle Jüdinnen\*Juden relevant zu bleiben. Obwohl Trepp orthodox ordiniert war, sprach er sich dafür aus, nichtjüdische Partner\*innen von jüdischen Gemeindegliedern in das Gemeindeleben einzubeziehen und auch ein Gi'ur, ein Übertritt zum Judentum, sollte nichtjüdischen Ehepartner\*innen erleichtert werden. Entgegen der orthodoxen Haltung warb er für die Gleichberechtigung von Frauen innerhalb des Gemeindelebens sowie im Allgemeinen.

Aus dieser Haltung erklärt sich auch seine Unterstützung bei der Neugründung einer Jüdischen Gemeinde zu Olden-

burg. „[M]it einer Art väterlichem Stolz“ (Gunda Trepp, Rabbiner, S. 241) beobachtete er die Gründung und Entwicklung der jüdischen Gemeinde in Oldenburg durch Sara-Ruth Schumann und Frau Rabbiner Bea Wyler. Seine ehemalige Gemeinde lag ihm Zeit seines Lebens am Herzen, sodass er seit den 1950er Jahren regelmäßig nach Oldenburg reiste.





**Chronik der  
jüdischen Gemeinde  
zu Oldenburg**

## Chronik der jüdischen Gemeinde zu Oldenburg

<b>1334</b>	Erstmals werden Jüdinnen*Juden im Oldenburger Stadtbuch erwähnt.
<b>Beginn 18. Jhdt.</b>	23 jüdische Familien haben sich nachweisbar im Land Oldenburg niedergelassen. Die Ausübung ihrer Religion fand in Privathäusern statt, da es noch keine Synagoge gab.
<b>1810</b>	Die erste Judengemeinschaft in Oldenburg ist urkundlich nachweisbar.
<b>1810 bis 1813</b>	Durch die Ideen der Aufklärung und der „Französischen Revolution“ (1789-1799) wurden die Oldenburger Jüdinnen*Juden für kurze Zeit Staatsbürger*innen mit voller Gleichberechtigung. Weitere Jüdinnen*Juden zogen nach Oldenburg und die erste jüdische Gemeinde wurde gegründet.
<b>1814</b>	Seit diesem Jahr wurden Jüdinnen*Juden auf dem jüdischen Friedhof in der Oldenburger Dedestraße beigesetzt.
<b>1827</b>	Die „Judenordnung für Oldenburg“ wurde erlassen und in der Folge ein Landesrabbiner zur Überwachung der religiösen Angelegenheiten der jüdischen Gemeinde und zur Aufsicht über die jüdischen Schulen eingeführt.
<b>Beginn 19. Jhdt.</b>	Die erste Oldenburger Synagoge in einem angemieteten Haus in der Mühlenstraße 5 wird am 6. Juni 1829 durch Rabbiner Marcus Nathan Adler eingeweiht. Der Kauf des Hauses durch die jüdische Gemeinde erfolgte 1832.
<b>1849</b>	Das im Zuge der „Märzrevolution“ von 1848/1849 erlassene Oldenburger Staatsgrundgesetz schrieb die vollständige Gleichstellung der jüdischen Mitbürger*innen auf allen Ebenen fest. Es folgte eine soziale Annäherung der Oldenburger Jüdinnen*Juden an die Mehrheitsbevölkerung. Die Bindung vieler Jüdinnen*Juden ans Judentum lockerte sich, erste sogenannte Mischehen wurden geschlossen und um 1900 ließen sich einige Oldenburger Jüdinnen*Juden taufen.

<b>1854</b>	Der Grundstein zum Bau einer neuen Synagoge in der Peterstraße wird am 2. Mai im Beisein von Großherzog Nikolaus Friedrich Peter gelegt.
<b>1855</b>	Die Oldenburger Synagoge sowie das jüdische Gemeindehaus werden durch Rabbiner Bernhard Wechsler am 24. August eingeweiht.
<b>1916 bis 1918</b>	Auch die national und patriotisch gesinnten jüdischen Männer Oldenburgs kämpften im Ersten Weltkrieg im Heer des deutschen Kaisers.
<b>Beginn 20. Jhdt.</b>	In der Zeit der „Weimarer Republik“ (1918 -1933) nimmt auch in Oldenburg die Bewegung des „modernen Antisemitismus“ zu.
<b>1932</b>	Machtübernahme der Nationalsozialist*innen in Oldenburg.
<b>1933 bis 1940</b>	Die Mitglieder der Jüdischen Gemeinde in Oldenburg wurden durch die Nationalsozialist*innen verfolgt, vertrieben und ermordet. Etwa 200 der ungefähr 300 hier lebenden Jüdinnen*Juden konnten in verschiedene Länder emigrieren.
<b>1938</b>	Die Oldenburger Synagoge in der Peterstraße wird in der Pogromnacht vom 9. auf den 10. November zerstört.
<b>1940</b>	Es gibt keine Jüdinnen*Juden mehr in Oldenburg.
<b>1941 bis 1945</b>	In Deutschland gibt es keine jüdischen Gemeinden mehr.
<b>1945</b>	Wenige Überlebende und Heimkehrer*innen versuchen, eine neue jüdische Gemeinde in Oldenburg zu gründen. Den Vorsitz übernimmt Adolf de Beer, der den Holocaust überlebt hat und in seine Heimatstadt Oldenburg zurückgekehrt ist.

- 1960 Die jüdische Gemeinde in Oldenburg war durch die Auswanderung jüngerer und das Versterben älterer Mitglieder so verkleinert, dass sie ihre Selbstständigkeit verlor und der jüdischen Gemeinde in Hannover angeschlossen wurde.
- 
- 1992 Die Gründungsversammlung einer „Jüdischen Gemeinde zu Oldenburg“ findet unter dem Vorsitz von Sara-Ruth Schumann am 6. August statt. Die jüdische Gemeinde wächst in den folgenden Jahren auf über 340 Mitglieder an.
- 
- 1995 Am 5. März wird die neue Synagoge in der Wilhelmstr. 17 (jetzt Leo-Trepp-Str. 17) eingeweiht.
- 
- 2000 Ein neuer Jüdischer Friedhof an der Sandkruger Straße wird am 9. November geöffnet.
- 
- 2001 Das Gemeindehaus in der Wilhelmstraße 15 (jetzt Leo-Trepp-Straße 15) wird fertiggestellt.
- 
- 2002 Der Bau einer Mikwe im Anbau zum Gemeindehaus ist abgeschlossen.
- 



## Bildübersicht

- 1 Der „Judengang“: Marsch der jüdischen Männer Oldenburgs ins Gerichtsgefängnis am 10. November 1938. © Stadtmuseum Oldenburg/Bildarchiv Friederichsen.
- 2 Die Synagoge in der Peterstraße. © Stadtmuseum Oldenburg/Bildarchiv Friederichsen.
- 3 Die zerstörte Synagoge in der Peterstraße kurz vor dem Abriss im November 1938. © Stadtmuseum Oldenburg/Bildarchiv Friederichsen.
- 4 Adolf und Mathilde de Beer. © Stadtmuseum Oldenburg/Bildarchiv Friederichsen.
- 5 Klassenfoto von Ilse Hirsch, geb. de Beer, 2. Reihe von unten, 2. von rechts, um 1915. © Stadtmuseum Oldenburg/Bildarchiv Friederichsen.
- 6 Charlotte Seligmann, geb. de Beer, in der Tanzgruppe des OTB, 1. von rechts. © Stadtmuseum Oldenburg/Bildarchiv Friederichsen.
- 7 Die Töchter der Familie de Beer mit einem geschmückten Wagen als Werbung für die Geflügelzucht mit der Aufschrift „Durch Rassezucht zum Nutzen“, um 1925. © Stadtmuseum Oldenburg/Bildarchiv Friederichsen.
- 8 Gäste der Hochzeit von Charlotte und Herbert Seligmann, von links nach rechts: Tini Vith, Julius de Beer, Ella und Gerda Seligmann, dahinter Miriam und Dr. Leo Trepp, Mathilde und Adolf de Beer, Erna und Kurt Meyer, 29. Juni 1938. © Stadtmuseum Oldenburg/Bildarchiv Friederichsen.
- 9 links: Abmeldung der Dampfwäscherei „Reingold“ durch Adolf de Beer vom 12. Oktober 1934. Stadtarchiv Oldenburg (Olbg), Bestand G Nr. 370. rechts: Anmeldung eines Wäscherei- und Plättereibetriebes unter dem Namen Dampfwäscherei „Reingold“ durch Mathilde de Beer. Stadtarchiv Oldenburg (Olbg), Bestand G Nr. 370.
- 10 Erich de Beer mit seiner Geige beim englischen Militär, obere Reihe 3. von rechts, 1943. © Stadtmuseum Oldenburg/Bildarchiv Friederichsen.
- 11 Hilde de Beer kurz nach ihrer Emigration in Jerusalem, 1935. © Stadtmuseum Oldenburg/Bildarchiv Friederichsen.
- 12 Brief von Adolf und Mathilde de Beer an die Familie Kleen vom 27. Dezember 1944. Stadtarchiv Oldenburg (Olbg), Bestand N 17 Nr. 29.
- 13 Adolf de Beer während einer Kur auf Norderney, 1955. © Stadtmuseum Oldenburg/Bildarchiv Friederichsen.
- 14 Das Haus der Kultusvereinigung Oldenburg e.V. in der Lambertistraße 48. © Stadtmuseum Oldenburg/Bildarchiv Friederichsen.
- 15 Das Gemeindezentrum und die Synagoge in der heutigen Leo-Trepp-Straße, ehemals Wilhelmstraße. Foto: Gerlinde Domininghaus.
- 16 Sara-Ruth Schumann, um 1993. Foto: Ilse Rosemeyer, © Oldenburger Medienarchiv/Werkstattfilm e.V.
- 17 Teilnehmerliste der Gründungsversammlung der Jüdischen Gemeinde zu Oldenburg am 6. August 1992.
- 18 Gründungsmitglied Charlotte Seligmann, geb. de Beer, neben Elke Heger, Vorsitzende der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit. Foto: Ilse Rosemeyer, © Oldenburger Medienarchiv/Werkstattfilm e.V.
- 19 Die feierliche Einführung der Torarollen im Juni 1995. Beginn des Festzugs am Kulturzentrum PFL. Foto: Ilse Rosemeyer, © Oldenburger Medienarchiv/Werkstattfilm e.V.
- 20 Der Schmuckstein mit der Aufschrift „Bet Elohim“, zu Deutsch „Haus Gottes“, der bereits Teil der 1855 eingeweihten, ersten Synagoge und ebenso der zweiten, erweiterten und 1905 eingeweihten Synagoge in der Peterstraße war, über dem Portal der neuen Synagoge. Foto: Gerlinde Domininghaus.
- 21 Die neue Synagoge in der heutigen Leo-Trepp-Straße. Foto: Gerlinde Domininghaus.
- 22 Die Synagoge der Jüdischen Gemeinde zu Oldenburg. Foto: Gerlinde Domininghaus.
- 23 Die Mikwe, das rituelle Tauchbad, der Jüdischen Gemeinde zu Oldenburg. Foto: Gerlinde Domininghaus.
- 24 Leo Trepp, Bronzestatuette von Renate Deters-Ackermann vor Oldenburger Synagoge, 2017.
- 25 Beim Nähen der Tallitot (Gebetsmäntel) im August 1999. Foto: Ilse Rosemeyer, © Oldenburger Medienarchiv/Werkstattfilm e.V.
- 26 Die Eröffnung des Neuen jüdischen Friedhofs im November 2000, Sara-Ruth Schumann bei der Festrede, rechts Rabbiner Bea Wyler. Foto: Ilse Rosemeyer, © Oldenburger Medienarchiv/Werkstattfilm e.V.
- 27 Grundstein der alten Oldenburger Synagoge in der Peterstraße, Sandstein, gehöhlt, Grundsteinlegung 1854, Stadtmuseum Oldenburg.
- 28 Ausstellungsansicht, Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg. Foto: Gerlinde Domininghaus.
- 29 Mahnmahl für die 1938 zerstörte Synagoge und die ehemalige jüdische Gemeinde, eingeweiht 1967. Foto: Gerlinde Domininghaus.
- 30 Enthüllung des Straßenschildes „Franz-Reyersbach-Straße“ am 10. Mai 1985. © Stadtarchiv Oldenburg (Olbg), Bestand N 17 Nr. 23, Nachlass Carl-Gustav Friedrichsen.
- 31 Dr. Enno Meyer beim Empfang durch die Stadt Oldenburg im Rathaus am 9. Mai 1985. © Stadtarchiv Oldenburg (Olbg), Bestand N 17 Nr. 23, Nachlass Carl-Gustav Friedrichsen.
- 32 Verleihung der Buber-Rosenzweig-Medaille an den ehemaligen Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker am 5. März 1995 (v.l.n.r.: Prof. Dr. Eckhard von Nordheim Richard von Weizsäcker, Iris Henn). Foto: Ilse Rosemeyer, © Oldenburger Medienarchiv/Werkstattfilm e.V.
- 33 Stadtführung zur Geschichte der Jüdinnen\*Juden in Oldenburg im Rahmen der Woche der Brüderlichkeit; am Oldenburger Mahnmahl für alle Opfer des Nationalsozialismus. Foto: Ilse Rosemeyer, © Oldenburger Medienarchiv/Werkstattfilm e.V.

- 34 Gräber auf dem alten jüdischen Friedhof in der Dedestraße. Foto: Gerlinde Domininghaus.
- 35 Gräber vor der Trauerhalle auf dem alten jüdischen Friedhof in der Dedestraße. Foto: Gerlinde Domininghaus.
- 36 Übergabe des Felix Nussbaum Gemäldes „Jude am Fenster“ durch die Vorsitzende der Gesellschaft f. CJZ Elke Heger (2.v.l.) an den damaligen Oberbürgermeister von Osnabrück, Hans-Jürgen Fip (r.) im Jahr 1999. Foto: Ilse Rosemeyer, © Oldenburger Medienarchiv/Werkstattfilm e. V.
- 37 Torarolle; Foto: Gerlinde Domininghaus.
- 38 Portrait von Nathan Marcus Adler, Künstler unbekannt, Öl auf Leinwand, Anfang 19. Jahrhundert.
- 39 Landesrabbiner Dr. David Mannheimer und seine Ehefrau Mathilde am Tag ihrer Silberhochzeit am 22. Oktober 1915. © Stadtmuseum Oldenburg/Bildarchiv Friederichsen.
- 40 Dr. Philipp de Haas, Landesrabbiner von 1920 bis 1935, zur Zeit seiner Amtsführung in Oldenburg. © Stadtmuseum Oldenburg/Bildarchiv Friederichsen.
- 41 Dr. Leo Trepp, Landesrabbiner von 1936 bis 1938, Reproduktion nach Synagogen Gedenkbuch. © Stadtmuseum Oldenburg/Bildarchiv Friederichsen.
- 42 Ausstellungsansicht, Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg. Foto: Gerlinde Domininghaus.

## Quellen

Allgemeine Zeitung des Judentums 69 (1905), S. 3 der Gemeindebeilage Nr. 14. In: Stadt Oldenburg (Hrsg.): Die Geschichte der Oldenburger Juden und ihre Vernichtung, Oldenburg 1988, S. 59.

Der Israelit vom 16. April 1891. URL: [https://www.alemannia-judaica.de/oldenburg\\_texte.htm](https://www.alemannia-judaica.de/oldenburg_texte.htm) (Stand 17. April 2021).

Deutscher Koordinierungsrat der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit (Hrsg.): Satzung der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit. Bonn 2006.

Goertz, Dieter: Enno Meyers Beitrag zur Aufarbeitung der jüdischen Geschichte – Erinnerungen. In: Burkhard Olschowsky (Hrsg.): Akteur im Stillen – Enno Meyer und sein Engagement für die Aussöhnung mit Polen und Juden. München 2019, S. 83-93.

Goertz, Dieter: Jüdisches Leben in Oldenburg in den 1980er Jahren und Zusammenarbeit der neuen Jüdischen Gemeinde mit der Christlich-Jüdischen Gesellschaft in Oldenburg. Vortrag im Rahmen der Veranstaltungsreihe des Leo-Trepp-Lehrhauses der Jüdischen Gemeinde zu Oldenburg in Kooperation mit den Interkulturellen Jüdischen Studien der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg am 07. Dezember 2020.

Goertz, Dieter: Juden in Oldenburg 1930-1938. Oldenburg 1988.

Haas, Joseph de: Die ausgestreckte Hand Oldenburgs – ein Wiedersehen nach 50 Jahren. Oldenburger Wochenblatt vom 14. Juli 1985 Nr. 28, S. 26. In: Vahlenkamp, Wiedersehen, S. 96-97.

Jerichow, Regina: Neue jüdische Gemeinde rund 50 Jahre nach dem Holocaust. Nordwestzeitung Nr. 154 (1992), S. L 2.

Meyer, Enno: Das Oldenburger Landesrabbinat. In: Stadt Oldenburg (Hrsg.): Die Geschichte der Oldenburger Juden und ihre Vernichtung. Katalog zur Ausstellung im Stadtmuseum Oldenburg vom 9. November bis 11. Dezember 1988. Oldenburg 1988.

Nachrichten für Stadt und Land vom 26. August 1919, URL: <https://www.juedischer-friedhof-oldenburg.de/drei-rabbiner/> (Stand 18. April 2021)

Schumann, Sara-Ruth: Jüdische Gemeinde zu Oldenburg e.V. 1992-2002. In: Jüdische Gemeinde zu Oldenburg e. V. (Hrsg.): 10 Jahre Jüdische Gemeinde zu Oldenburg. Oldenburg 2002, S. 5-6.

Seeber, Ekkehard: Die neue, dritte Synagoge in Oldenburg. „Mein Herz hat Frieden gefunden“. In: Stadt Oldenburg (Oldb), Kulturdezernat, Ekkehard Seeber (Hrsg.): Die neue Synagoge und das Jüdische Kulturzentrum, Wilhelmstrasse 17, in Oldenburg (Oldb): Dokumentation der feierlichen Übergabe durch die Stadt Oldenburg am 5. März 1995 an die Jüdische Gemeinde zu Oldenburg. Oldenburg 1996, S. 6-20.

## Quellen

Schlesinger, Elisabeth: Rede zur Restitution des Grundsteins der Synagoge in der Peterstraße vom 19.06.2019.

Schlesinger, Elisabeth: Laudatio für Elke Heger anlässlich der Verleihung des Blickwechsel-Preises am 27.8.2020. Oldenburg 2020.

Sobotka, Heide: Eine Frau voller Ideen. Jüdische Allgemeine, Onlineausgabe vom 27.10.2014: <https://www.juedische-allgemeine.de/unsere-woche/eine-frau-voller-ideen/> (zuletzt abgerufen am 02.05.2021).

Sobotka, Heide: Ein Traum wurde wahr. Jüdische Allgemeine, Onlineausgabe vom 14.08.2017: <https://www.juedische-allgemeine.de/gemeinden/ein-traum-wurde-wahr-3/> (zuletzt abgerufen am 02.05.2021).

Töllner, Johannes: Zur Woche der Brüderlichkeit 1995 in Oldenburg. Oldenburg 1995.

The Jerusalem Post: Israeli went to Germany to die in ‚his homeland‘. 24. Mai 1985. S. 3. In: Vahlenkamp, Wiedersehen, S. 90.

Trepp, Leo: Die Oldenburger Judenschaft. Bild und Vorbild jüdischen Seins und Werdens in Deutschland. Oldenburg 1973.

Trepp, Leo: Ein Grußwort zur Eröffnung der Mikwe in Oldenburg. In: Jüdische Gemeinde zu Oldenburg e. V. (Hrsg.): 10 Jahre Jüdische Gemeinde zu Oldenburg. Oldenburg 2002, S. 9-10.

Trepp, Gunda (Hrsg.): Der letzte Rabbiner. Das unorthodoxe Leben des Leo Trepp. Darmstadt 2018.

Vahlenkamp, Werner: Wiedersehen mit der Heimat. Dokumentation über den Besuch der früheren jüdischen Bürger der Stadt Oldenburg. 8. bis 15. Mai 1985, Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Oldenburg e. V. (Hrsg.). Oldenburg 1985.

Wechsler, Bernhard: Oldenburgica Varia Ge IX, B 485. In: Leo Trepp: Die Oldenburger Judenschaft. Bild und Vorbild jüdischen Seins und Werdens in Deutschland. Oldenburg 1973, S. 216.

Wechsler, Bernhard: Beruf des Rabbiners. Predigt. Oldenburg 1862. Allgemeine Zeitung des Judentums (1855), URL: [https://www.alemannia-judaica.de/oldenburg\\_synagoge.htm](https://www.alemannia-judaica.de/oldenburg_synagoge.htm) (Stand 5. April 2021)

Wyler, Bea: Gottgefällig leben auf die jüdische Art. In: Jüdische Gemeinde zu Oldenburg e. V. (Hrsg.): 10 Jahre Jüdische Gemeinde zu Oldenburg. Oldenburg 2002, S. 7-8.

## Impressum

Herausgeber:

Stadt Oldenburg

Herausgegeben aus Anlass der Ausstellung „Le‘Chaim! Jüdisches Leben in Oldenburg. #1700JahreJüdischesLebenInDeutschland“, gefördert durch das Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat (BMI), vom 30. Mai bis zum 1. August 2021 im Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg

Texte:

Friederike Henjes, Gesa Soetbeer, Paula von Sydow

Grafische Gestaltung:

Gerlinde Domininghaus

Druck:

flyerheaven, Oldenburg

Kooperationspartner der Ausstellung:

Kulturbüro der Stadt Oldenburg, Stadtmuseum Oldenburg, Jüdische Gemeinde zu Oldenburg, Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg, Interkulturelle Jüdische Studien der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg

Ausstellungskonzept und wissenschaftliche Mitarbeit:

Friederike Henjes, Gesa Soetbeer, Paula von Sydow

Ausstellungsgestaltung:

Gerlinde Domininghaus

Druck:

DCO Druck Centrum Oldenburg GmbH

#2021JLID

Oldenburg 2021

